[redacted] * DM 5,— * Nr. 1/1988 * ISSN 0175-9485

wir selbst

Zeitschrift für Politik und Kultur



Henning Eichberg
Fremdes und Eigenes
Der Weg in den Produktivismus

Paulus Buscher
Die Kölner Verbrecher waren keine Edelweißpiraten

Lutz Hüttel
Bündischer Sozialismus oder: Wir waren schon mal weiter

Lutz Rathenow
Ostberlin — die andere Seite einer Stadt

Inhaltsübersicht

Selbstdarstellung

Die Zeitschrift WIR SELBST versteht sich als unabhängiges deutschlandpolitisches Magazin, das Autoren unterschiedlicher Ausrichtung zu Wort kommen läßt. Thematischer Mittelpunkt ist die gespaltene deutsche Nation. Neben grundsätzlichen politischen Beiträgen zur Lage Deutschlands im Spannungsfeld zwischen Ost und West stehen aktuelle Informationen und Nachrichten. Emanzipationsbewegungen, Menschenrechtsprobleme sowie die Entwicklung der Völker in der Dritten Welt zur kulturellen Autonomie finden in WIR SELBST regelmäßig Beachtung. Die deutsche Frage wird nicht isoliert nationalstaatlich, sondern im Zusammenhang mit weltweit zu beobachtenden ethnischen Unabhängigkeitsbestrebungen gesehen. Die Zeitschrift WIR SELBST tritt für konsequenten Umwelt- und Lebensschutz ein. Der Forumcharakter der Zeitschrift garantiert Offenheit und Kontroversen.

IMPRESSUM

WIR SELBST
Zeitschrift für Politik und Kultur

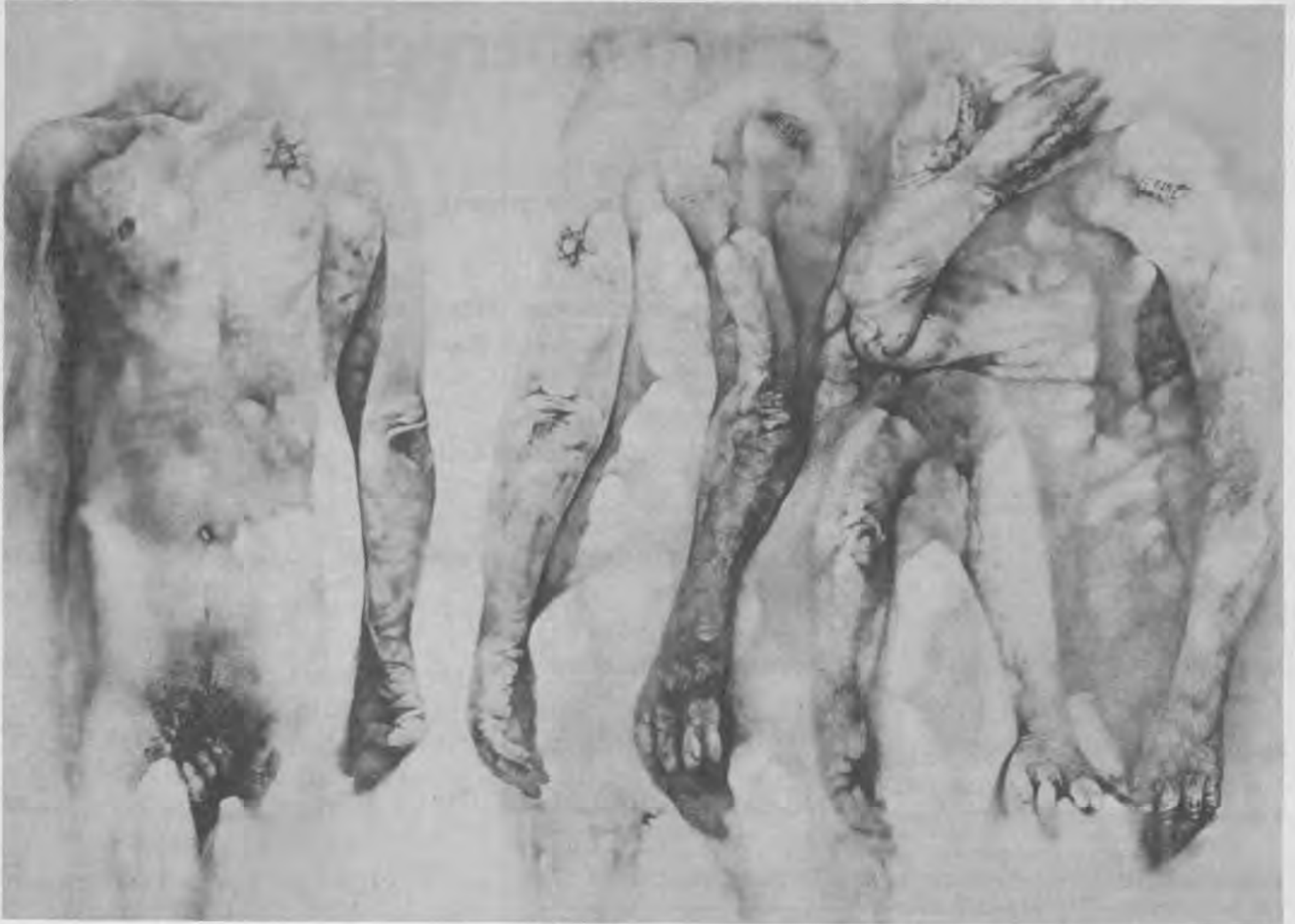
WIR SELBST erscheint im Verlag Siegfried Bublies, Postfach 168, 5400 Koblenz, Telefon 0261/32337.

Eeinzelheft DM 5,—, Abonnement für 6 Ausgaben DM 33,—, Schülerabonnement (mit Bescheinigung der Schule) DM 20,—.

Bankverbindung: Volksbank Mittelrhein e.G., Kto.-Nr. 14 22438 6, BLZ 570 900 00; Postgiroamt Ludwigshafen, Kto.-Nr. 153 981 - 679, BLZ 545 100 67. Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste 1/1987.

Redaktion: Siegfried Bublies (verantwortlich), Werner Olles, Gerhard Quast, Manfred Weber, Roland Wehl.

Bisherige Autoren: Herbert Ammon, Peter Bahn, Günter Bartsch, Josef Beuys, Konrad Buchwald, Paulus Buscher, Wolf Deinert, Hellmut Diwald, Winfried Dolderer, Peter Dudek, Henning Eichberg, Siegmar Faust, Heinz Gruber, Sebastian Haffner, Wolli Herber, Eckhard Holler, Günter Kießling, Arno Klönne, Anton G. Leitner, Jochen Löser, Günter Maschke, Götz Meidinger, Wolf Oschlies, Lothar Penz, Günter Platzdasch, Lutz Rathenow, Rüdiger Rosenthal, Rainer Schmidt, Theodor Schweisfurth, Wolfgang Seiffert, Rhea Thoenges, Wolfgang Venohr, Gerd Vonderach u.v.a.



Renzo Vespignani: **Tätowierungen**

Henning Eichberg

Fremdes und Eigenes

Der Weg in den Produktivismus

Der Fremde ist uns — ob wir uns als Deutsche oder Europäer, als zivilisierte Menschen oder Weltbürger identifizieren — in der Geschichte immer wieder in anderer Gestalt gegenübergetreten. Es war Ahasver, der ewig wandernde Jude, oder Mitglied einer »Weltverschwörung der Weisen von Zion« oder das Opfer von »Holocaust«. Er war uns der »diebische Zigeuner«, der vom Hof verjagt wurde, oder der romantische Vagant als Vorbild der Boheme. Er war der Türke, der unter Janitscharenmusik als Bedrohung des Abendlandes vor Wien stand, oder der Ali von nebenan, aus dem Altstadtviertel, für die Dreckarbeit. Ob in exotisierter Ferne oder in unmittelbarer Nachbarschaft, immer haben sich die Menschen Bilder von dem Fremden gemacht, ihn verachtet, gefürchtet oder verehrt und ihr Verhalten darauf eingerichtet. Und im Bild vom Fremdartigen fand sich zugleich ein Bild vom Eigenen, vom Selbst wieder. Das Verhältnis zu dem Anderen verwies auf die eigene Identität. Aber wie? Und nach welchen Kriterien veränderten sich diese Verhaltensweisen und die Bilder vom Fremden und vom Eigenen? Kann die Geschichte des Fremden und des Eigenen uns Einsichten vermitteln, die uns helfen, in den Konflikten der Zukunft Stellung zu nehmen?

Im folgenden können wir aus dem weiten Bereich des Verhältnisses von Fremdem und Eigenem nur einige Aspekte herausgreifen.

Zum einen soll das Fremde an fremden **Völkern**, an Indianern und Juden, sichtbar gemacht werden. Das Fremde betrifft uns durchaus auch in anderen Bezügen: z.B. als der Unbekannte, dem wir auf der Straße oder in der Bahn begegnen, oder als die Fremdheit sozialer Umstände, die uns fern sind (wie heute der Bauer dem Großstädter fremd ist), oder auch als das Fremdartige der vergangenen Zeiten, dem der Historiker beim Weg zurück in die Geschichte begegnet. Die Fremdheit zwischen den Völkern ist also nur ein Ausschnitt, allerdings ein — wie die Geschichte immer wieder gezeigt hat — sehr wichtiger.

Zum zweiten wird besonders von dem diskriminierten Fremden, also von unserer **Abwertung** fremder Völker gesprochen werden. Es gibt auch das Umgekehrte: die Hochachtung vor dem Fremdartigen, von dem man lernt und das man zu kopieren sich bemüht; und im folgenden soll auch von der Romantisierung z.B. der Indianer die Rede sein. Aber der Nachdruck liegt auf den Abwertungen, die im Zeitalter der europäischen Kolonialherrschaft, in den NS-Massenmorden und in den Überlegenheitsfantasien der aktuellen westlichen Zivilisation zum Ausdruck kamen. Bei

dieser Auswahl mögen moralische Aspekte durchaus eine Rolle spielen: Ich meine, die Geschichte unseres Verhaltens zum Fremden sollte uns warnen, mit solchen Vernichtungsfantasien fortzufahren. Aber etwas anderes ist ebenfalls wichtig: Die Diskriminierung des Fremden hat uns nur allzuoft den eigenen Erfahrungshorizont verengt und uns Lernmöglichkeiten verbaut, die auch für uns selbst wichtig wären. Das Ernstnehmen des Fremden kann uns gerade in der westlichen Wachstums- und Produktionsgesellschaft den Horizont erweitern und selbstkritisch machen. Die Überheblichkeit gegenüber sogenannten »Unterentwickelten« schädigt nicht nur diese, sondern auch uns selbst.

Und noch ein drittes: Es wird um das spezifisch Historische, d.h. **Veränderliche** am Fremden und Eigenen gehen, weniger um die universalen Verhaltenskonstanten, nach denen die Anthropologie fragt. Ethnologen haben in Kulturen aller Kontinente vorgefunden, daß man Fremde als beunruhigend, gefährlich, dämonisch, unberechenbar erfährt. So sollen Papua davon überzeugt sein, daß sie selbst vortrefflich, die Angehörigen fremder Stämme hingegen dumm, grausam und schmutzig sind. Daß man die eigene Gruppe für den Mittelpunkt der Welt hält, daß man überhaupt nur die eigenen Leute als »Menschen« bezeichnet und daß man gegen Fremde mißtrauisch oder feindselig reagiert, ist offenbar kein Einzelfall.

Allerdings sollte man bei so allgemeinen Feststellungen nicht stehenbleiben. Es mag sein, daß es sich bei der Abgrenzung von Fremdem und Eigenem um ein universales Merkmal menschlichen Verhaltens handelt, aber die Strukturen dieser Abgrenzung und das damit verbundene Verhalten haben sich vielfach geändert. Es gab Epochen, in denen man Juden nicht verfolgte, in anderen ermordete man sie. Es gab Zeiten, in denen man Fremde nicht als »unterentwickelt» begriff, wie es uns heute geläufig ist. Solche Veränderungen und ihre Umstände sind das spezifische Feld des Historikers. Nach ihnen soll im folgenden gefragt werden.

Drei Beispiele

Gehen wir aus von drei charakteristischen Aussagen über das Fremde, wie es in unseren Tagen erscheint.

»Bali! Heute träumen Sie am kilometerlangen Palmenstrand der Zauberinsel. Liegen im weißen Sand und genießen die liebliche Gastfreundschaft der Balinesen. Erleben die unvergeßlichen Sonnenuntergänge als Auftakt lauer Nächte. Morgen vielleicht fahren Sie durch tropische Regenwälder zum Massiv des Gunung Agung, Balis heiligstem und höchsten Berg (3 200 m), dem Sitz der Götter. (...) Sie berühren Balis stille Dörfer, begegnen noch den Ureinwohnern, besuchen alte Königshauptstädte und Paläste (...) Abends, auf fackelerleuchteten Tempelplätzen, erleben Sie dieses mitreißende Schauspiel: Getanzte Religion!«
(Fernreiseprogramm 1977/78 der »Terramar«, Frankfurt/M.)

»Viele Leute bezeichnen Gastarbeiter als soziale Bagasche und Sittenstrolche. Gastarbeiter findet man häufig bei Straßenbauarbeiten und bei der Müllabfuhr. Arbeiten, die andere nicht gerne verrichten. Höhere Bereiche der Berufe erreichen sie kaum. Es heißt, daß Gastarbeiter sehr undankbar sind. Daß sie einfach Frau und Kinder mitbringen und unser Staat für die Kindergeld zahlt. Auch sagt man, daß sie die ersten sind, die auf der Arbeit den Hammer fallen lassen. (...) Es gibt nur einen geringen Teil Gastarbeiter, der eigentlich dankbar wäre, wenn man sie zivilisieren würde.«
(Aufsatz der Schülerin Heike aus Mainz, um 1970)

»Als im Mai dieses Jahres fünf Indianer nach Bern kamen, gab das eine kleine Sensation. Viele Leute hatten offenbar irgendwie darauf gewartet. Nicht das Exotische war es, das viele Leute dazu brachte, mit den Indianern Kontakt zu suchen (...). Es war ein wenig, wie wenn man nach sehr langer Zeit alte, beinahe vergessene Verwandte wieder trifft, von den verschiedenen Welten erzählt, in denen man gelebt hat seit der Trennung, über Fremdes staunt, Gemeinsames wiederentdeckt, Erinnerungen aufweckt. Und weil die Trennung halt schon einige Generationen her ist, sind die Erinnerungen auch nicht in den erstbesten Schubladen des Alltagsbewußtseins zu finden. Doch mit der Zeit, wenn beim Sitzen, Zuhören, Erzählen, Austauschen das angelernte Wissen langsam aus dem Vordergrund verschwindet, wird der Platz frei für tiefere, ältere Erinnerungen, von denen wir bis jetzt kaum etwas wußten. Und mit Staunen bemerkt man, wie die gewohnte Umwelt in der Stadt sich verändert und Seiten zeigt, die man ihr einfach nicht zugetraut hätte. Die Zeit, in der man hier, wo heute die Stadt Bern steht, auf Jagd gehen konnte und als erstes Tier einen Bären erlegte, um danach die Stadt zu benamen, ist plötzlich lange nicht mehr so weit entfernt, wie es damals in der Schule aussah, als die Geschichte behandelt wurde. Die Fabriken, Autobahnen, Abgase, Mauern, Neonlichter sind Schichten von Dreck auf dem Körper der Erde, aber nicht ihre endgültige Verwandlung und Zerstörung. Wo der Beton nicht dauernd gepflegt wird, wächst Gras hervor, und wo der entfremdete Rechenintellekt nicht beständig auf Hochtouren gehalten wird und für eine Zeitlang zur Ruhe kommt — wie jetzt, wenn Indian Power wirkt —, steigen die Geister und Urbilder auf und führen die Leute an längstvergessene Orte, die auf merkwürdige Weise vertraut sind.«
(Aus der Alternativzeitschrift »Grüner Zweig«, Nr. 22/1974)

Das exotische Fremde, das diskriminierte Fremde und das Fremde als Erinnerung an unsere eigene Identität — das sind drei verschiedene Möglichkeiten unserer aktuellen Erfahrung. Es gibt noch weitere. Man könnte versuchen, sie auf einfache Nenner zu bringen, wie »Fantasiebild oder Wirklichkeit«, »Diskriminierung oder Toleranz«. Aber das genügt nicht. Sondern das Fremde ist so komplex wie unsere eigenen Probleme, die den Hintergrund bilden: Die Flucht in den Tourismus ist es, die unseren Drang nach Bali bestimmt; die Distanzierung von der Schmutzarbeit prägt das Verhalten gegenüber den Arbeitsimmigranten; die Hoffnung auf ein anderes, grünes Leben läßt uns den Indianer neu erfahren.

Die Fremderfahrung ist also gesellschaftlich bedingt, und das heißt: Sie war nicht immer so wie heute. Auch unsere Sicht des Fremden ist historisch entstanden und historisch in Bewegung. Greifen wir ein Beispiel für diesen Prozeß heraus: die europäische Begegnung mit dem Indianer.

Indianer als Fremde

»Der« Indianer — das war von Anbeginn des Kulturkontaktes bereits der erste Eindruck, der täuschte. Aber er erwies sich als beharrlich. Die Europäer begegneten in Amerika tatsächlich ja einer Vielfalt von Völkern, die sich untereinander tiefgehend unterschieden. Allein in Nordamerika fanden sie mehr als tausend Stammesgruppen vor, die mehrere hundert Sprachen verwendeten, oft so grundverschieden wie Deutsch und Chinesisch. Es gab nomadisierende Jäger und Sammler, daneben seßhafte Bauern. Es gab kriegerische Stämme und

friedliche, Klassengesellschaften und Völker ohne Klassenunterschiede. Schon vom äußeren Anblick her hätten die Unterschiede ins Auge fallen können: Langköpfige und Breitköpfige, Groß- und Kleingewachsene, Nackte und in Baumwollgewänder Gekleidete, Bewohner von Lehmburgen, Holzhäusern, Lederzelten, Rindenhütten oder Erdlöchern. Die Schoschonen z.B. lebten in kleinen Familiengruppen, umherstreifend, von Kaninchenjagd und mit dem Grabstock ergrabenen Wurzeln, fast nackt, in Erdwohnungen und hinter geflochtenen Windschirmen. Die Azteken wohnten in Großstädten mit Schulen und Arsenalen, Tempeln und Aquädukten, mit einem Königtum und einer hochgezüchteten Landwirtschaft.

Dennoch blieb bis zur Gegenwart für uns Europäer in unserer Mehrzahl **»der«** Indianer ein einheitliches Vorstellungsbild. Es wurde geprägt vom Gegensatz Weiß — Rot, Europäer — Eingeborene. Der Begriff von **»dem«** Indianer enthielt also unser eigenes Selbstverständnis mit.

Es erscheint im übrigen, als ob ähnliches auch das indianische Bild von **»dem** weißen Mann« prägte. Auch den Indianern stand der europäische Eindringling als etwas über alle nationalen Differenzen hin Einheitliches gegenüber. Das wirkt bis hin in unsere Tage, da die eingeborenen Amerikaner sich — in Ansätzen — um eine panindianische Einheit bemühen.

Nun könnte man leicht vermuten, daß die vereinfachte Vorstellung von »dem Indianer« mitsamt den Stereotypen, die sich damit verbanden, eine Sache mangelnden Wissens waren. Aber so einfach war es nicht. Demnach hätten nämlich die Siedler, die den unmittelbaren Kontakt mit den Indianervölkern hatten, Schrittmacher der Differenzierung und Objektivierung des Indianerbildes sein müssen. Und im Fortgang der historischen Entwicklung, die eine Vermehrung des Wissens über die eingeborenen Amerikaner brachte, hätten sich die »Vorurteile« schließlich verflüchtigen müssen. Beides war nicht der Fall. Gerade die Siedler mit Indianerberührung reichten die merkwürdigsten Stereotype weiter. Und auf die Vermehrung völkerkundlichen Wissens im Zeitalter der Aufklärung folgte die großangelegte Unterwerfung und Vernichtung der sogenannten »Primitiven« im 19. Jahrhundert.

Offenbar wurde das Bild vom Indianer also nicht nur von der Quantität des Wissens bestimmt, sondern entscheidend war die Struktur dieses Wissens, die »Ordnung der Dinge«. Und diese wiederum hing zusammen mit gesellschaftlich gültigen Wertmaßstäben, mit Verhaltensweisen und Strukturen derjenigen Gesellschaft, von der aus das Fremde beobachtet wurde.



Karte von México-Tenochtitlan, nach der Beschreibung des Cortés — Verwunderung über die »Zweckmäßigkeit und Ordnung« in allen Dingen.



Das »Zivilisierte« der spanischen Eroberer kündigt sich Montezuma durch einen unheilvollen Kometen an.

Das Bild vom Indianer in der frühen Neuzeit

Wie erschien der Indianer der europäischen Gesellschaft in der frühen Neuzeit? Hören wir uns zwei Augenzeugenberichte aus der Zeit der ersten Begegnungen an. Über sein erstes Eintreffen in der Hauptstadt Montezumas schrieb der Eroberer Ferdinand Cortez im Jahre 1520:

»Eine halbe Legua, bevor man in die eigentliche Stadt Mexiko gelangt, am Eingang eines anderen Dammes, der, vom Festland herkommend, mit dem ersteren sich verbindet, befindet sich ein sehr festes Bollwerk mit zwei Türmen, von einer zweistöckigen Mauer und diese ringsum von einer Brustwehr umgeben; es beherrscht beide Dämme und hat nur zwei Tore. Hier kamen mir gegen 1 000 Männer von Stande entgegen, Einwohner der Hauptstadt, alle in gleicher und (nach Landessitte) sehr reicher Kleidung. Ehe sie mich anredeten, vollbrachte jeder von ihnen, sowie er in meine Nähe ge-



Fremdes und Eigenes im 16. Jahrhundert: *Begegnungen im Raum, Form und »Unform«, Zentralperspektive und Sozialgeometrie. Der Indianer ist der (räumlich) außerhalb Lebende und Andersgestaltete. Begegnung von Spaniern mit einer indianischen Königsfrau, nach Benzo 1594.*



Fremdes und Eigenes im 19. Jahrhundert: *Bewegung durch die Zeit, Fortschritt und »Primitivität«, industrieller Produktivismus. Der Indianer wird zum (zeitlich) Zurückgebliebenen, zum Unterentwickelten. Gemälde von John Gast: »Der Amerikanische Fortschritt« 1872. (Links: Indianer, Bär und Büffel — rechts: »die Zivilisation«).*

langte, eine unter ihnen gebräuchliche Zeremonie, indem er mit der Hand die Erde berührte und sie danach küßte. Eine Stunde mußte ich mich aufhalten, ehe diese Zeremonie vollbracht war.«

Der Reichtum der Stadt, ihre Anlage, Straßen und Plätze, Märkte und Handelsgüter, Tempel und Götzenbilder, Häuser und Wasserleitungssystem sowie die Hofhaltung des Montezuma beeindruckten den Eroberer sehr. Er stellte fest, *»daß in Dienstbarkeit und Verkehr des Volkes daselbst etwa dieselbe Lebensart stattfindet wie in Spanien. Wenn man erwägt, daß diese Leute Barbaren und so fern von der Erkenntnis Gottes und von dem Verkehr mit zivilisierten Nationen sind, ist es bewundernswert zu sehen, welche Zweckmäßigkeit und Ordnung sie in allen Dingen haben.«*[1]

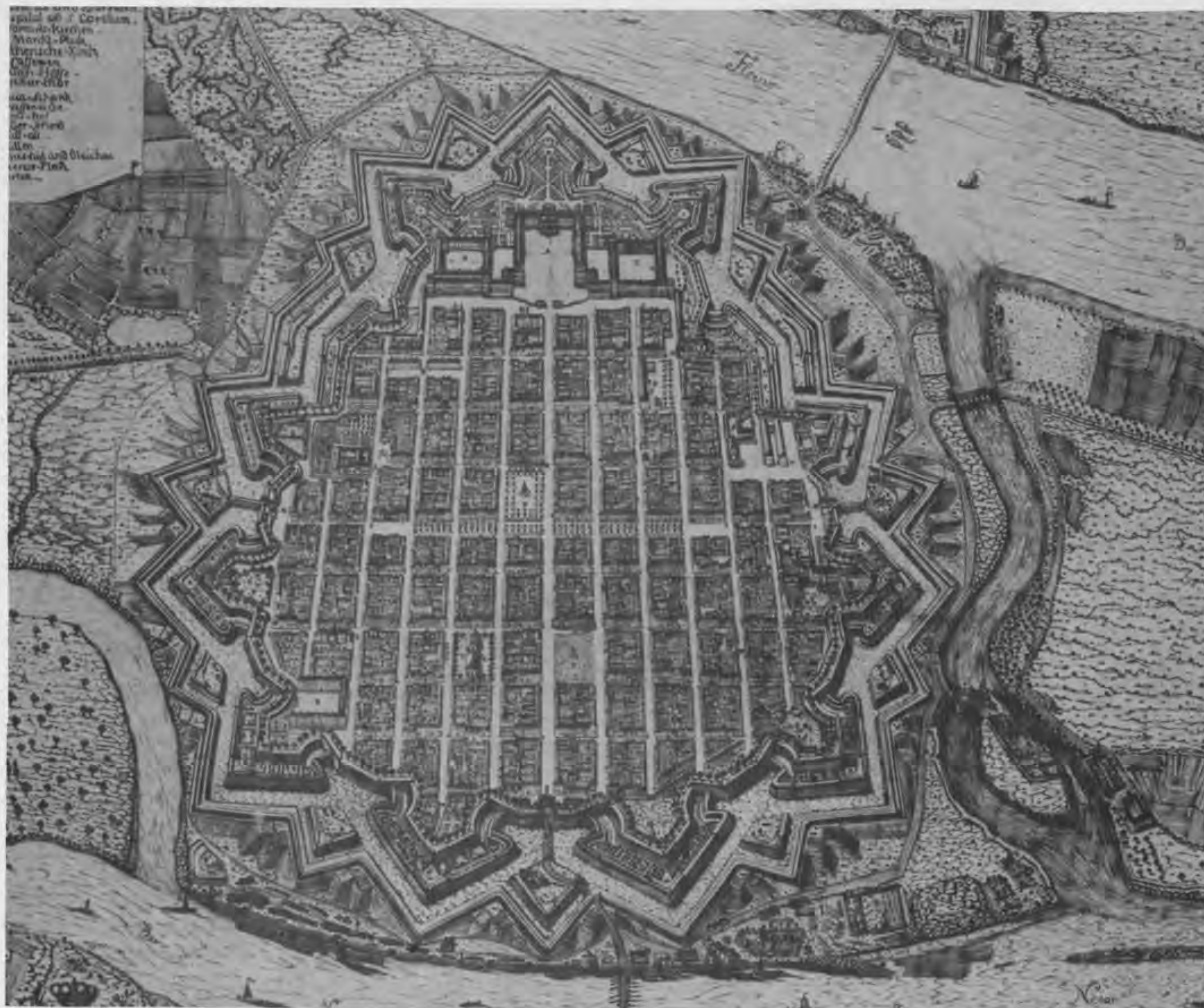
Ebenfalls im 16. Jahrhundert schilderte der Italiener Hieronymus Benzo folgende Begegnung in Mittelamerika:

»Als wir etlich Tag in der Insel Cuma still lagen, kame dahin ein Indianisch Weib, welche des fürnembsten Königschen derselben Provinz Ehegemahl ware, und trug auf ihrem Kopf ein großen geflochtenen Korb voller Frücht, so in dem Land gewachsen. Diese war von Angesicht und von dem ganzen Leib so scheußlich und erschrecklich anzusehen, daß ich solches wohl mit Wahrheit mag sagen, daß ich weder zuvorhin, noch hernach häßlichers und ungestalters nie hab gesehen. (...) Sie war am ganzen Leib nackent und bloß, ausgenommen die Scham, welche sie in der Provinz pflegen zu bedecken (...). Sie war alt, und uber ihren ganzen Leib streimechtig und schwarz glanzecht gemahlet, hat lang schwarz Haar, und das hieng ihr von allen Ohrten bis auf die Brust herab, und waren ihr die understen Ohrläpplein also lang, daß sie herabhiengen bis auf die Schultern, ja das noch viel scheußlicher und schrecklicher zu sehen, so waren in der Mittel Löcher dardurch gestochen, und in den Löchern trug sie ein großen hölzenen Ring. (Sie hatte) *ein aufgeworfen Maul mit dicken uberstürzten Lefzen, und waren die Naslöcher durchbohret, daran hieng ein großer hölzener Ring (...). In summa sie war so ungestalt und unförmlich anzusehen, daß einer viel ehe vermeinet hatte, es wäre ein Gespenst oder Mißgeburt, weder ein menschliche Figur oder Bildnus.«*[2]

Diese beiden Begegnungen, so verschieden sie ausfielen, machen die Fremderfahrung des 16. Jahrhunderts sichtbar. Dabei darf uns die Oberfläche der Bewertungen nicht täuschen: Cortez, der bewundernde Autor, war der Zerstörer indianischer Kultur, Benzo hingegen, der Schilderer der »scheußlichen« Indianerin, ein scharfer Ankläger der spanischen Unterwerfungspolitik.

Wohl am einfachsten ist zu erkennen, was den Darstellungen der Indianer aus dem 16. Jahrhundert, wenn wir von heute aus sehen, **fehlt**: die Vorstellung der »Unterentwicklung«, des historischen **Zeitgefälles** zwischen Indianerkultur und europäischer Gesellschaft. Für Cortez war die Stadt Mexiko zwar größer als jede Stadt Spaniens, aber nicht »fortschrittlicher«. Für Benzo war die alte Indianerin zwar häßlich und nackt, aber nicht »primitiv«, »rückständig« oder »unterentwickelt«. Nicht etwa, daß nur die Begriffe dafür gefehlt hätten — nein, die diesen zugrundeliegenden Zeitkategorien waren nicht vorhanden. Die Indianerfrau war für Benzo nicht etwa »**noch**« nackt, sondern eben nackt. Mexiko hatte für Cortez nicht etwa »**schon**« Wasserleitungen, sondern eben Wasserleitungen. Ein Noch-Schon-Kontinuum zwischen Fremdem und Eigenem war nicht vorhanden.

In welchen Kategorien erfaßte man das Fremde statt dessen? Beide Berichte beschreiben eine **räumliche Ordnung**. Cortez widmete besondere Beachtung den Streckenmaßen und Gebäuden, den Dämmen, Straßen



Unterscheidung in Ordnung und Unordnung, die Welt als gewaltiges räumlich-geometrisches Uhrwerk: Mannheim im Jahre 1758.

und Bollwerken. Auch die Standespersonen mit ihrer reichen Gleichtracht und ihrem Bewegungszeremoniell begegnen ihm in solcher Räumlichkeit. Wenn Cortez bei den Indianern *»gute Ordnung und Polizei«* lobte, so hatte diese Charakterisierung des Gesellschaftlichen ebenfalls etwas gewissermaßen Architektonisches, Räumli, ches, fast Geometrisches. — Benzo hingegen schildert das Gegenbild des Räumlich-Geordneten: durchbohrte Nase und verformte Ohren, Gestalt als »Ungestalt«, Körperform als »unförmlich«, die Fremde als Ver-Körperung des *»Wunderthiers«.*

Die Räumlichkeit und Körperlichkeit, die hier als Raster für die Fremderfahrung dient, machte in der Tat etwas Eigentümliches der europäischen Neuzeit aus. Sie entsprach damit der Zentralperspektive des Kupferstichs, auf dem die Begegnung des Benzo mit der Indianerin dargestellt wurde. Von der modernen Gesellschaft nach 1800 hob sich diese Konfiguration ab durch das Fehlen des Zeitkontinuums, das uns heute »Fortschritt« und »Entwicklung« erfahren läßt. Vom Mittelalter, das die Zentralperspektive nicht kannte, unterschied sich die Konfiguration des 16. Jahrhunderts durch den neuen, dreidimensionalen, homogenen Raum, in dem sich das Eigene und das Fremde gleichermaßen bewegten und in dem sie vergleichbar wurden.

Die Fremderfahrung spiegelt in ihren Grundkategorien das Gesellschaftliche des eigenen Bereichs. Dieser war im Europa der frühen Neuzeit charakterisiert durch die Verbreitung des Territorialstaats mit seiner neuen, räumlichen Ordnung aus Bürokratien und höfischem Zentrum. Zur gleichen Zeit entstanden in ganz Europa geometrische Gärten und geometrische Festungen, die für das 16. bis 18. Jahrhundert bezeichnend wurden. Man tanzte auf geometrische Weise den höfischen Tanz und stellte sich die Ordnung der Welt und des Weltalls als gewaltiges räumlich-geomtrisches Uhrwerk vor. Die Zentralperspektive, die zur gleichen Zeit in der Malerei beherrschend wurde, war also keine zufällige Entdeckung, sondern künstlerischer Ausdruck einer Konfiguration, der man im politischen Verhalten ebenso wie im Alltagsleben begegnete.

So war ein homogener Raum entstanden, der Unterscheidungen an Ordnung und Unordnung, Gestalt und Ungestalt ermöglichte, der auch die **Abgrenzung** eigener und fremder Staatlichkeit ebenso wie der eigenen und der fremden Körperlichkeit erlaubte. In der politischen Praxis hieß das auch: Eroberung als Raumausgreifen, Aneignung fremder Reichtümer und Sklaverei. Aber ansonsten begegnete man darin Personen und Dingen, die — gemessen am heutigen Verständnis des Fremden — erstaun-

lich vertraut anmuteten. Cortez bewegte sich durch Mexiko nicht anders als durch ein europäisches Königreich und begegnete dabei Lusthäusern und Bollwerken wie in Europa, Standesherren und Hofzeremonien. Was davon abwich, war so »wundersam« und »kurios« wie die Indianerfrau des Benzo und fand als solche **Kuriosität**, als das an Form Absonderliche und Auffallende, durchaus seinen Platz in der räumlichen Ordnung der frühen Neuzeit.

Am englischen Hof erhielt der indianische Häuptling Mateo, den Sir Walter Raleigh herbeigeschleppt hatte, von Königin Elizabeth I. den Titel Lord of Roanoke. Unweit davon, im St.-James-Park in London, wurden 1615 zwei virginische Indianer neben exotischen Tieren zur Schau gestellt. Beides will uns nicht mehr in den Kopf, der Indianer als englischer Lord ebensowenig wie als ausgestellte Kuriosität und schon gar nicht nebeneinander. Für die Konfiguration und Gesellschaft der frühen Neuzeit aber war das keine Unmöglichkeit.

Diese Voraussetzungen nun veränderten sich im ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert. Mit ihnen wandelte sich auch das Bild vom Indianer. Und nicht nur das »Bild« — sondern für die nordamerikanischen Indianervölker bedeutete dieser Prozeß die weitgehende soziokulturelle Vernichtung und — beinahe — die völlige physische Ausrottung.

Indianervernichtung im 19. Jahrhundert

Im Übergang vom späten 18. zum frühen 19. Jahrhundert verwandelte sich die gelegentliche Dezimierung einzelner Indianergruppen und Stämme in eine systematische Ausrottung und Vertreibung über den ganzen nordamerikanischen Kontinent hin. Noch 1763 war von der britischen Regierung eine »Indianergrenze« festgelegt worden, jenseits derer die Weißen nicht siedeln sollten. Die Revolution der Siedler von 1778 aber führte nicht nur zur Unabhängigkeit der amerikanischen Kolonie und zur Erklärung der Menschenrechte — die für die Indianer Papier blieben —, sondern auch zur Aufhebung dieser Indianergrenze. (George Washington, der militärische Führer der Revolution und erste Präsident der Vereinigten Staaten, besaß selbst Spekulationsbesitz im Indianerland.) In Reaktion darauf traten einige Indianerstämme auf die Seite der britischen Kolonialregierung. Nach dem Sieg der Siedlertruppen über die Briten und — 1813 — über die Indianerarmee des Tecumseh wurden nicht nur die aufständischen Indianer, sondern auch die christianisierten »zivilisierten Stämme« vertrieben. Aufgrund einer Gesetzesvorlage von 1830 (»Removal Act«) wurden alle Indianer bis hin zum Mississippi gewaltsam verdrängt oder vernichtet. 1834 folgte ein neues »Gesetz zur Regelung des Handels und der Beziehungen mit den Indianerstämmen zur Einhaltung des Friedens in den neuen Siedlungsgebieten«, das die Indianergrenze weiter nach Westen bis zum 95. Meridian verschob. Ab 1848 wurde auch diese »ewige Grenze« überschritten, und es begann der offene und totale Krieg gegen die Indianervölker. Bis 1886 waren alle unabhängigen Indianerstämme unterworfen und in Reservationen eingesperrt. Aus freien Völkern, die bis zum 19. Jahrhundert als vertragsfähige Staaten anerkannt worden waren, war damit eine Minderheit innerhalb der USA geworden, die von nun ab zu »Amerikanern« nach weißem Vorbild umerzogen werden sollten.

Welche Einstellung zu den Fremden kam in diesem Vorgang zum Ausdruck bzw. wie wirkte er sich auf das Indianerbild der Weißen — der Amerikaner wie auch der Europäer — aus? Hören wir uns drei Stimmen aus dem späten 18. Jahrhundert an.

Benjamin Franklin hielt es für gut und notwendig, *»diese Wilden auszurotten und für jene Platz zu machen, die die Erde kultivieren.«*

1795 schrieb der amerikanische Historiker Sullivan über die Zukunft der Indianer:

»Wenn wir bedenken, daß die Ausrottung der indianischen Rasse und der Fortschritt der Künste, der diese bestürzende Folge zeitigt, zur Vermehrung der Menschheit und zur Förderung des Glücks und des Ruhms in der Welt beitragen, wenn wir bedenken, daß fünfhundert Vernunftwesen sich eines Lebens in Hülle und Fülle erfreuen können, wo nur ein Wilder sein kärgliches Leben fristete, dann werden wir mit dieser Zukunftsaussicht zufrieden sein.«[3]

Thomas Jefferson, Autor der Unabhängigkeitserklärung und später Präsident der Vereinigten Staaten, sah es so:

»Lassen wir einen philosophierenden Beobachter vom Gebiet der Wilden der Rocky Mountains nach Osten bis zu unserer Küste reisen. Er wird feststellen, daß die Wilden im ältesten Stadium der Gemeinschaft leben, von keinem anderen Gesetz wissen als von dem der Natur, und nur das Fleisch und die Haut der wilden Tiere kennen, um sich zu nähren und zu bekleiden. Die Indianer an unseren Grenzen jedoch sind mit Landwirtschaft und der Zucht von Haustieren beschäftigt, die ihre Jagdbeute ergänzen. Danach kommen unsere eigenen Bürger, die Pioniere des Fortschritts der Zivilisation, und so wird er auf seiner Wanderung alle Schattierungen des Fortschritts antreffen, bis er schließlich in



Indianer-Reservate 1975



Siedler auf dem Weg nach Westen: *das Indianische war das Zurückliegende, das Anachronistische, Unproduktive.*

unseren Hafenstädten auf das am weitesten fortgeschrittene Stadium trifft. Das entspricht einer Reise durch die Zeit, dem Fortschritt des Menschen vom Beginn der Schöpfung bis zum heutigen Tage.«[4]

Wie wurde hier das Fremde zum Eigenen in ein Verhältnis gebracht? Jetzt waren nicht mehr räumliche Konfigurationen der Ordnung und Unordnung, der Gestalt und Ungestalt die Raster der Fremderfahrung. Im Vordergrund stand jetzt etwas anderes: der Indianer als **Produzent** bzw. — so sah man es — als Nicht-Produzent. Wer kultiviert den Boden? — das war die Frage bei Franklin. Wer fördert die Vermehrung der Menschheit und ein Leben in Hülle und Fülle? — das war das Kriterium von Sullivan. Wie stufen sich materielle Kultur und Naturbeherrschung ab? — so fragte Jefferson. Das Eigene, das war jetzt das Produzieren, und das Fremde unterschied sich davon durch ein Minus an Produktivität. »Zivilisation«, das Attribut des Eigenen, das man dem »wilden« Indianer entgegenhielt, wies sich von nun an als ökonomisch-technische Überlegenheit aus. Es war derselbe historische Prozeß, der in Europa und Nordamerika seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert in eine neuartige Produktionsgesellschaft hineinführte, in die industrielle Revolution. Das Bild vom Fremden spiegelte die neuen Normen, die für das Eigene als selbstverständlich galten.

An diesem Prozeß und diesem Bild vom Indianer hat sich bis zur Gegenwart wenig geändert. *»Der amerikanische Indianer hat in sehr kurzer Zeit einen langen, langen Weg zurückgelegt von einer primitiven Lebensform zu einem Bestandteil unserer zivilisierten Gesellschaft«*, hieß es 1966 im Informationspapier der US-Behörde für Indianerfragen. Primitiv oder zivilisiert, entwickelt oder unterentwickelt — die Kategorien sind die gleichen geblieben, auch wenn man heute — in der Regel — daraus nicht mehr die physische Ausrottung der Indianer ableitet, sondern lediglich ihre kulturelle Umerziehung, ihre Produktivierung und »Entwicklung«. Und die Trivialliteratur über den »Wilden Westen«, die Western-Comics und Westernfilme führen uns bis in unsere Tage das seit dem 18. Jahrhundert entwickelte Muster vor Augen: arbeitende Siedler auf der einen Seite, kriegerische und »unproduktive«, bisweilen zwar liebenswerte, aber stets nicht-produzierende Indianer auf der anderen. Wo der »Fortschritt« steht, ist uns dabei selbstverständlich.

»Fortschritt«, »Entwicklung«, »Zivilisation« und Produktivierung —



Weibliche Spiritualität der Indianer als das ganz andere Verständnis von Erde und Natur — Tanz der Frauen

das sind aber nicht nur Stichworte für ein neues Produktionsverhalten. In ihnen zeigt sich zugleich ein neues **Verhältnis zur Zeit**, das für das Bild vom Fremden prägend wurde. Der Indianer war nun nicht mehr primär der Außerhalb-Befindliche im räumlichen Sinne oder der Anders-Lebende (als Kuriosität), sondern er wurde dem Eigenen auf der Zeitachse zugeordnet. Das Indianische, das war das Zurückliegende, Vergangene, das Überholte oder Anachronistische. Das Eigene, das war »der heutige Tag«, das war der »Fortschritt« und »Zukunft«. Die Reise zum Fremden wurde — wie bei Jefferson — zur »Reise durch die Zeit«.

Auch diese Temporalisierung des Fremden stand nicht isoliert. Sie war Teil einer Verzeitlichung, die das Denken und das Verhalten vom 18. Jahrhundert bis auf den heutigen Tag bestimmte — als eine Art »Hintergrundkategorie« der Industriegesellschaft. Die Begriffe »Ablauf der Geschichte«, »Fortschritt« und »Entwicklung« wurden zu Leitbegriffen des »modernen« Bewußtseins. Für eine Gesellschaft, die sich derart »auf der Höhe der Zeit« sah, konnte der Fremde nur der Zurückgebliebene, die »primitive« Vorstufe des Eigenen sein. In Form von historischen Stufentheorien wurde das Fremde — parallel zur faktischen Kolonialisierung — noch einmal geistig unterworfen, ob man nun die Linie von der »Wildheit« über die »Barberei« zur »Zivilisation« zog, oder ob man — wie heute — fremde »statische« oder »traditionale« Gesellschaften in die eigene »dynamische« übergehen sieht. Wer »Evolution« sagte, meinte die Überlegenheit des Eigenen.

Indianerromantik

Aber in die Temporalisierung des Fremden konnte auch eine andere, entgegengesetzte Wertung einfließen. Genau seit der Zeit, da der Indianer durch den »Fortschritt« bewußtseinsmäßig und duch die Produktionsgesellschaft militärisch und real unterworfen wurde, seit dem 18. Jahrhundert nämlich, tauchte auch ein Gegenbild auf: das »Naturvolk«.

Eingeleitet war das durch den »**edlen Wilden**«, eine Vorstellung, die den Fremden als den Kritiker und ideales Vorbild der eigenen Gesellschaft gegenüberstellte. Seit der französische Baron Lahontan 1705 den Huronen als »nackten Philosophen« und Kritiker der europäischen Zivilisation auftreten ließ, verstärkte sich allmählich diese Neubewertung.

In der Romantik des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts fand der »edle Wilde« nicht nur quantitativ beachtliche Verbreitung. Er veränderte zugleich auch seinen strukturellen Ort. Das Gegenüber des Anderen wurde verzeitlicht und zum Urtümlichen. Rousseau hatte es auf den Begriff gebracht: Von der Natur führte eine Linie des Abstiegs zur Kultur bzw. Zivilisation. Der Indianer stand dem Ursprünglichen, der »Natur« am nächsten — wie die anderen »**Naturvölker**«, denen sich nun Interesse und Sympathie in Europa zuwandten. Ob Huronen und Californier oder Südseeinsulaner und Zigeuner oder auch — im eigenen Bereich — die Barden und Druiden der alten Kelten und Germanen — all dies wurde jetzt mit neuen Gefühlswerten aufgeladen: Freiheit, Lebendigkeit, Ursprünglichkeit. Die Annäherung an das Fremde (verwissenschaftlicht als: Völkerkunde) und die Erfassung des Eigenen (verwissenschaftlicht als: Volkskunde) waren verbunden in einem umfassenden Prozeß der Verzeitlichung, manifestiert in der Entstehung des Fachs Geschichte. Und dies geschah nicht nur auf der Ebene von Wissenschaft wie bei Johann Gottfried Herder oder von hoher Literatur. Sondern eine breite Trivialliteratur holte das Exotische und seine Abenteuer in die Fantasiewelt des Europäers hinein.

Die Verklärung des »Naturvolks« bildete also die Rückseite und Entsprechung jenes anderen Temporalisierungsprozesses, der zur »fortschrittlichen« Erhebung über das Fremde (und zu dessen Ausrottung) führte. Beides war epochentypisch. Und auch der Produktivierungsprozeß, der zur Diskriminierung (oder Vernichtung) des angeblich unproduktiven Eingeborenen führte, wiederholte sich hier seitenverkehrt. Der »Produktivität« entsprach »**das Schöpferische**«, das man allein in urtümlichen Kulturstufen erfassen zu können glaubte. Nur das Alte war schöpferisch an Poesie und Musik, Urwissen und Symbolik. Und die Suche nach dem Authentischen führte zum Indianer.

Die Indianerromantik kam jedoch nicht linear, sondern in Wellen. Auf Rousseauismus und Romantik des 18. und frühen 19. Jahrhunderts folgte um 1900 die massenhafte Rezeption der Karl-May-Romane (Winnetou 1893/1910). Dies geschah gleichzeitig mit Jugendbewegung und Kulturkritik und mit einem Ausgreifen abermals in die Südsee und zudem auf ostasiatische Kulturelemente. Seit den 1960er Jahren erlebten wir wiederrum ein verstärktes Interesse an den Indianern, das von Solidaritätsaktionen bis hin in die Mystik der »grünen« Subkultur reicht. Auch jetzt wieder verbindet sich dies mit Jugendprotest und Gesellschaftskritik, mit japanischem Zen, indischer Meditation und Zigeunerokkultismus. Also nur eine Wiederholung jener Romantiken, die wir schon kennen seit dem 18. Jahrhundert? Es gibt Anzeichen, die darüber hinausweisen und uns zwingen, es ernster zu nehmen.

Aber bevor diese Frage von der Geschichte her an unseren eigenen Standort gerichtet wird, sollten wir noch einen Blick auf ein anderes Beispiel für die Erfahrung des Fremden werfen. Befragen wir eine ganz andere Fremdgruppe, die den Europäern und Deutschen — im Gegensatz zu den Indianern — seit langem nahe war: Was für ein Bild hatte man vom Juden und wie verhielt man sich zu ihm?

Juden als Fremde

Auch »der Jude« war — anders als das Stereotyp suggeriert — in Europa nie eine Einheit. Historisch und kulturell, vom äußeren Erscheinungsbild her und in sozialer Hinsicht unterschieden sich z.B. die Sephardim von den Aschkenasim. Die Sephardim waren über Nordafrika nach Spanien und Portugal gewandert, sprachen Spaniolisch, sahen eher orientalisch aus und bildeten nach ihrer Vertreibung von der Iberischen Halbinsel in West- und Mitteleuropa oft wohlhabende Kaufmannskolonien. Die Aschkenasim hingegen waren über Osteuropa gewandert und hatten dabei armenische Züge angenommen; sie sprachen Jiddisch und traten im 19./20. Jahrhundert besonders als soziale Unterschicht in Erscheinung. Das allgemeine Bewußtsein hat von solchen Unterschieden aber wenig oder gar nicht Kenntnis genommen. »Der Jude« war — wie »der Indianer« — ein Orientierungsetikett für die Fremdgruppe.

Das Bild vom Juden in der frühen Neuzeit

Im Bewußtsein des Mittelalters und der frühen Neuzeit bis ins 18. Jahrhundert war der Jude als Fremder in erster Linie der **Religionsfremde**. Das Gegenüber zum Juden war nicht so

sehr »der Deutsche«, sondern primär »der Christ«. So sahen es die Judenfeinde, die seit den Pogromen der Kreuzzüge über die Judengemeinden herfielen. Es galt aber auch für diejenigen, die um Verständnis und Toleranz für die Juden warben, z.B. für Gotthold Ephraim Lessing in seinem Stück »Nathan der Weise«:

»Nathan: Sultan,
Ich bin ein Jud.
Saladin: Und ich ein Muselmann.
Der Christ ist zwischen uns.
Von diesen drei
Religionen kann doch eine nur
Die wahre sein.«

Mit der Aufhebung des Religionkonflikts und religiösen Vorurteils war daher für einen Aufklärer des 18. Jahrhunderts das Judenproblem im wesentlichen entschärft. Daß es sich dennoch erneut und bis hin zu dem Massenmorden des 20. Jahrhunderts in bis dahin unbekanntem Umfang zuspitzen konnte, war erst eine spätere Erfahrung.

Aber der Jude war für die frühe Neuzeit nicht nur der religiös Andere. Die vorrevolutionäre Gesellschaft hatte ein weiteres Ordnungsprinzip entwickelt, um dem Fremden einen Ort zuzuweisen: der Jude als **Stand**. So untergliederte eine »Beschreibung der Königlichen Residenzstätte Berlin und Potsdam« 1769 die Einwohner Berlins in sechs »Klassen«: den Militärstand, die Eximierten (d.h. die von den Bürgerpflichten Befreiten), die französische Kolonie, die böhmische Kolonie, die Judenschaft und die »Bürgerschaft deutscher Nation«. Was sich hier an »Charakter oder Stand« unterschied, war ein Rechtszustand, der zum fundamentalen Ordnungsprinzip der vorrevolutionären Gesellschaft zählte.

Aber der Stand in der Ständegesellschaft bezeichnete nicht nur die rechtliche Stellung. Er hatte politische, ökonomische und kulturelle Charakteristika — also auch für die Juden. So waren die Juden als Stand nicht nur mit Rechten der Selbstverwaltung und bestimmten Abhängigkeiten versehen, sondern auch äußerlich gekennzeichnet: durch Judenkleidung und Ghetto. Zwischen dem 12. und dem 15. Jahrhundert waren einerseits eine besondere Judentracht mit spitzem Hut verbindlich geworden und andererseits auch das Siedeln in bestimmten Judenquartieren. Beides verlief parallel zur allgemeinen Abgrenzung der Stände, sichtbar in den ständischen Kleiderordnungen. Beides wurde auch nicht nur von der christlichen Umwelt, sondern auch von den



Von der religiösen Unterdrückung zum Rassenwahn, Aufruf zur Judenjagd (1815): *»Brüder in Christo! Auf, auf, sammelt euch, rüstet euch mit Muth und Kraft gegen die Feinde unseres Glaubens! Es ist Zeit, das Geschlecht der Chjristusmörder zu unterdrücken ... Nun auf zur Rache! unser Kampfgeschrey sey Hepp! Hepp!! Hepp!!! Aller Juden Tod und Verderben, ihr müßt fliehen oder sterben!«*

Judengemeinschaften selbst gefördert. Aber schon frühzeitig verbanden sich mit dieser äußeren Abgrenzung der Fremdgruppe auch Tendenzen der Fremdenfeindlichkeit. Der Jude sollte nicht nur als besonderer Stand ausgewiesen, sondern zugleich als Feind des Christentums markiert werden. In Zeiten der Pogrome konnte solche Ausgrenzung mörderisch werden.

Besonders die ständische Einengung der Juden auf den Kaufmannsberuf und dann auf das Geldwechselgeschäft hatte auf die Dauer gesehen verhängnisvolle Auswirkungen. Daß der Fremde nicht nur Nichtchrist war, sondern man zudem noch in Zinsabhängigkeit von ihm geriet, machte die Judenverfolgung auch ökonomisch profitabel. Daß nicht der Jude, sondern in erster Linie sein adliger »Beschützer« vom Wucherzins Gewinn gemacht hatte und daß die ökonomische Sonderstellung dem Juden auch von seiner Umwelt aufgenötigt worden war, wurde dabei nicht zur Kenntnis genommen. Das Stereotyp war mächtiger als Einsichten in ökonomische Zusammenhänge. Das galt auch für spätere Zeiten, als sich diese Zusammenhänge selbst längst geändert hatten.

Seit dem 18. Jahrhundert nämlich löste sich der Jude von seinen bisherigen gesellschaftlichen Bestimmtheiten. Die Judentracht entfiel zunehmend. Der Religionsunterschied verlor im Zuge der Aufklärung — der deutschen wie auch der jüdischen — an Gewicht. Um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert wurden Schritte in Richtung auf die rechtliche Emanzipation unternommen. Die Ghettos öffneten sich, das Berufsbild des Juden differenzierte sich. Mit dem Ende der Ständegesellschaft löste sich auch der Jude als Stand auf.



Schon 1820 hatte Chr. Fr. Rüst, Professor in Berlin, vorgeschlagen, daß die Juden zur Erkennung des »hebräischen Feindes« einen gelben Flecken auf ihrer Kleidung tragen sollten.

Aber nicht aufgelöst hatte sich da-

mit das Problem des Fremden. Entgegen den Erwartungen z.B. der wohlwollenden Aufklärer hatte die gesellschaftliche Veränderung das Judenproblem nicht aufgehoben, sondern nur verändert. Und wie sich im Juden als Nichtchristen und als Stand die Struktur des vorrevolutionären Denkens und Sozialverhaltens spiegelte, so nun auch im Juden der Industriegesellschaft das neue Verhalten der Moderne.

Der Jude im 19./20. Jahrhundert

»Was gehört zu einem folgerechten Volk? Was waren wir vormals? Was sind wir nun? Wie kamen wir dahin? Was sollten wir sein? Wie können wir es werden und, wenn wir es geworden sind, bleiben? Hatte der Römer sein ewiges Rom (...): so ist unser Erbteil die Deutschheit, ein menschheitliches Volkstum.«[5]

Mit solchen Fragen umriß 1810 Friedrich Ludwig Jahn das neuaufkommende Bewußtsein von der Nation. Fortschrittsvorstellungen und Vergangenheitsnostalgie gingen gleichermaßen darin ein: die kollektive Identität erschien als eine verzeitlichte, als **historischer Prozeß**.

In diese Erfahrungen von Volkstum und Geschichte fand sich nun auch das Judentum eingefügt: Judentum war nicht mehr primär Religion, sondern wurde Nationalität. Zunächst wurde es nur als fremdes Gegenüber der eigenen Nationalität empfunden. *»Wehe über die Juden, so da festhalten an ihrem Judentum und wollen über unser Volkstum und Deutschtum schmähen«*, rief 1817 ein deutscher Student bei der Burschenschaftsfeier auf der Wartburg. — Dann wurde den Juden die Nationalität gewissermaßen anempfohlen. Der französische Sozialist Charles Fourier z.B. riet ihnen 1835, *»wieder eine anerkannte Nation zu werden, mit eigenem König, eigener Flagge, eigenen Konsuln und eigenem Geld.«*

Und schließlich begann der Nationalisierungsprozeß bei den Juden selbst, wobei sich bald herausstellte, daß es weniger um eigene Konsuln und eigenes Geld ging als vielmehr um einen Identitätsprozeß.

»Da steh' ich wieder nach einer zwanzigjährigen Entfremdung in der Mitte meines Volkes und nehme Anteil an seinen Freuden- und Trauerfesten, an seinen Erinnerungen und Hoffnungen, an seinen geistigen Kämpfen im eigenen Hause und mit den Kulturvölkern, in deren Mitte es lebt, mit welchen es aber, trotz eines zweitausendjährigen Zusammenlebens und Strebens, nicht organisch verwachsen kann. Ein Gedanke, den ich für immer in der Brust erstickt zu haben glaubte, steht wieder lebendig vor mir: der Gedanke an meine Nationalität, unzertrennlich vom Erbteil meiner Väter, dem heiligen Lande und der ewigen Stadt, der Geburtsstätte des Glaubens an die göttliche Einheit des Lebens und an die zukünftige Verbrüderung aller Menschen.«[6]

So beschrieb der Sozialist Moses Heß 1862 seine Heimkehr vom Kosmopolitismus zur jüdischen Nation. »Erinnerung« und »Erbteil« aus der Geschichte einerseits, »Hoffnung« und »Zukunft« als eine jüdische Mission andererseits — dazwischen spannte sich das neue Kontinuum der verzeitlichten Nationalität. Der Zionismus knüpfte später daran an.



Opfer. *Michael Biddle.* 1973.

Als auf weitere Sicht verhängnisvoll erwies sich, daß sich für diese neue Erfahrung noch ein weiterer Begriff anbot, der dem ebenso temporalisierten Bewegungsbegriff der biologischen Evolution nahestand, der Begriff der **Rasse**. Der Fremde wurde zur »jüdischen Rasse«. In diesem Zeichen begann im ausgehenden 19. Jahrhundert der Antisemitismus in Deutschland, Frankreich und Rußland, der sich von den russischen Pogromen 1881 bis hin zur Massenvernichtung durch das NS-Regime 1941—45 steigerte.

Es war aber nicht einfach die fremde Rasse, die der NS-Staat ausrotten wollte. Sondern sein Antisemitismus richtete sich, wie Hitler und seine Anhänger immer wieder betonten, gegen eine spezielle Rasse: diejenige der sogenannten »**Parasiten**«. Damit folgte man auf mörderische Weise einer Vorstellung, die zuerst im ausgehenden 18. Jahrhundert geäußert wurde: daß es Fremdgruppen gebe, deren Existenz den Parasiten der Botanik oder den Schmarotzern der Zoologie gleiche. Eine antisemische Schrift vom Ende des 19. Jahrhunderts forderte, *»daß die Juden in demselben Verhältnis wie die Deutschen Mitglieder der arbeitenden Klasse werden, daß sie nicht bloß durch Handel sich bereichern, sondern selbst produciren.« »Wir würden nichts dagegen haben, wenn die Judenschaft Berlins (...) sich aufmachte und beispielsweise die Tuchler oder Lüneburger Heide bevölkerte, wenn Cohn dort den Pflug, Abrahamsohn den Dreschflegel führte, Philippsohn sich als Schmidt, Jacobsohn als Schlosser, Levysohn als Dachdecker etablirten, Bresßlauer Theerschweler, Danziger Torfstecher würde, Veilchenfeld zimmerte, Rosenbaum mauerte, Lilienthal an der Chaussee, Löwe, Wolff, Bär und Hirsch an der Ramme arbeiteten und so weiter.«*[7]

Später forderten die Antisemiten nicht mehr die Produktivierung, sondern die Ausrottung der sogenannten »Parasiten«.

In jedem Fall aber erschien auch hier wieder — wie gegenüber dem Indianer — der Unterschied zwischen Eigenem und Fremden als Unterschied der **Produktivität**. Die Juden mit ihrer unter jahrhundertelangem Druck der sozialen Umwelt erzwungenen Handelsgeschäft und — seit der Emanzipation — in bestimmten Intelligenzberufen, erschienen jetzt als »unproduktive Parasiten«. Diese Vorstellung war nicht nur bei den völkisch-rassistischen Antisemiten verbreitet. *»Für Christlichsoziale sind sie* (die Juden) *Juden. Für Deutschnationale sind sie Semiten. Für Sozialdemokraten sind sie unproduktive Elemente.«*, so charakterisierte der österreichische Schriftsteller Joseph Roth die Einstellung der christlichen Judenfeinde, der rassistischen Antisemiten und der Sozialdemokraten zu den Juden.[8]

»Unproduktive Elemente« — so begannen aber seit dem ausgehenden Jahrhundert sogar Juden sich selbst darzustellen. Jüdische Aufklärer und Rabbiner entwickelten seitdem Pläne für eine »Umschichtung« ihrer Judengemeinden. Aus Händlern sollten Handwerker und Bauern werden. Jüdische Gesellschaften »zur Verbreitung der Handwerke und des Acker-



»Selektion« auf dem Bahnhof Auschwitz: arbeitsfähige Männer werden von ihren Frauen und Kindern getrennt.



. . . das Produktive wird zur Selektionskategorie des industriellen Rassismus

baus« entstanden, Lehrlingsheime und Versuchsgüter. Um 1900 erhielten solche Versuche der Produktivierung neue Impulse und Anstöße v.a. aus drei Richtungen: von der deutschen Jugendbewegung mit ihrer Agrarromantik, von den russischen Narodniki oder »Volkstümlern«, also jenen revolutionären Jugendlichen, die »zurück aufs Land« und »ins Volk gehen« wollten, sowie vom Sozialismus und Anarchismus mit ihrer Genossenschaftsidee. Zionistische Jugendliche gingen nun nach Palästina und gründeten Siedlungsgemeinschaften, die ersten Kibbuzim. Ein Mythos der Arbeit wurde zum »ideologischen Unterbau« (und nicht nur zum ideologischen) des israelischen Arbeiter- und Bauernstaates.

Temporalisierung und Produktivierung — auch »die Juden« als Fremdgruppe unter den Völkern erfuhren also die tiefgehenden Veränderungen, die Europa seit dem 18. Jahrhundert prägten. Auch sie — wie die Indianer — brachte diese Modernisierung an den Rand der Vernichtung und Ausrottung. Zugleich erwuchs daraus in einem jahrhundertelangen Prozeß eine neuartige jüdische Identität, die Identität des Zionisten und Israeli, aber auch — als dessen zeitweiliges Gegenüber — die des nationaldeutschen Juden.

Indianer heute
und unsere eigene Veränderung

Wo aber stehen wir gegenwärtig im historischen Prozeß des Fremden und Eigenen? In vieler Hinsicht zeigt unsere Einstellung zum Fremden heute noch die Herrschaft jener Normen, die sich im späten 18. Jahrhundert auszuformen begonnen hatten.

»Es gibt noch viele Leute in Afrika, Südamerika und Asien, die hungern müssen. Die armen Menschen essen am Tag nur ein Drittel von dem, was wir in zwei Tagen essen. (...) Die Menschen haben entweder nur armselige Hütten oder überhaupt keine Unterkunft. Oft haben sie nichts anzuziehen. Sie leben unhygienisch, denn sie kennen keine Seife und keinen Waschlappen. Viele müssen barfuß laufen, weil sie keine Schuhe haben. (...) Sie können sich die Hände nicht waschen, weil der Wasservorrat nur zum Trinken reicht. Es gibt keine Busse oder Lastwagen. Ebenso fehlen Krankenhäuser, die Ärzte und Schwestern. Die Kinder haben keine Spielsachen wie wir. Es gibt keine Medikamente. Sie haben auch keine Möbel, sie essen auf dem Boden. Betten fehlen, am Abend legen sie sich auf selbstgeflochtene Strohmatten. Decken haben sie keine, sie müssen frieren. Es gibt auch keine Teller, manchmal wird ein Palmblatt abgerissen und dient als Teller. (...) Man muß Facharbeiter in diese Gebiete schicken. Die müssen dann die Leute ausbilden. Es müssen Frauen ausgebildet werden, die den armen Eingeborenen nähen, stricken, kochen und wirtschaften lernen. Es muß genügend Nahrung verteilt werden, und Brunnen müssen gebohrt werden. Die Menschen brauchen standfeste Häuser. Es müssen Kleider verteilt werden. Auch muß dafür gesorgt werden, daß die Leute sich pflegen, waschen, Zähne putzen, Nägel reinigen, Haare waschen und sauberhalten. Es müssen Schuhe hergestellt werden ...«[9]

In diesem Schulaufsatz unserer Tage ist die eigene Welt noch heil. »Entwicklungshilfe« heißt die Lösung für jene »armen Eingeborenen«, denen es an »Waschlappen und Spielzeug« fehlt. Wir sind es, die auf dem Stand der Zeit sind, und die anderen, Zurückgebliebenen sollten unserer Produkte und Produktivität teilhaftig werden.

Aber irgendwie merken wir, daß dieses Bild, daß diese Perspektive nicht mehr stimmt. In unseren Flüssen können wir unsere Hände nicht mehr waschen, und die Lastwagen und Autos, die den »armen Eingeborenen« fehlen, töten allein in unserem Staat jährlich 15 bis 20 000 Menschen. Auch der Vergleich mit den eingangs erwähnten Stimmen über das Fremde macht uns vielleicht stutzig: Ist unsere Sehnsuch nach dem exotischen Bali nicht eine Flucht vor unserer hochproduktivierten Umwelt, in der wir einen Urlaub nicht mehr verbringen können oder wollen? Sind wir, wenn wir unser Verhältnis zu den sogenannten Gastarbeitern betrachten, eigentlich noch sicher, daß wir die Produktiven und die anderen die Arbeitsscheuen sind, oder verkehrt sich das in dem Maße, in dem wir in den Büros sitzen und die Fremden sich die Hände für uns

schmutzig machen? Und spricht nicht die grüne Alternativkultur unserer »Stadtindianer« für verbreitete Zweifel an den seit 200 Jahren etablierten Werten von Wachstum, Fortschritt und Produktivität?

Wieder ist es also unser Verhältnis zum Fremden, an dem die historische Veränderung der Alltagserfahrung sichtbar wird. Wir hören es heute mit neuem Aha-Erlebnis, wenn Indianer wie Vine Deloria uns fragen, worin denn unsere Produktivität bestehe:

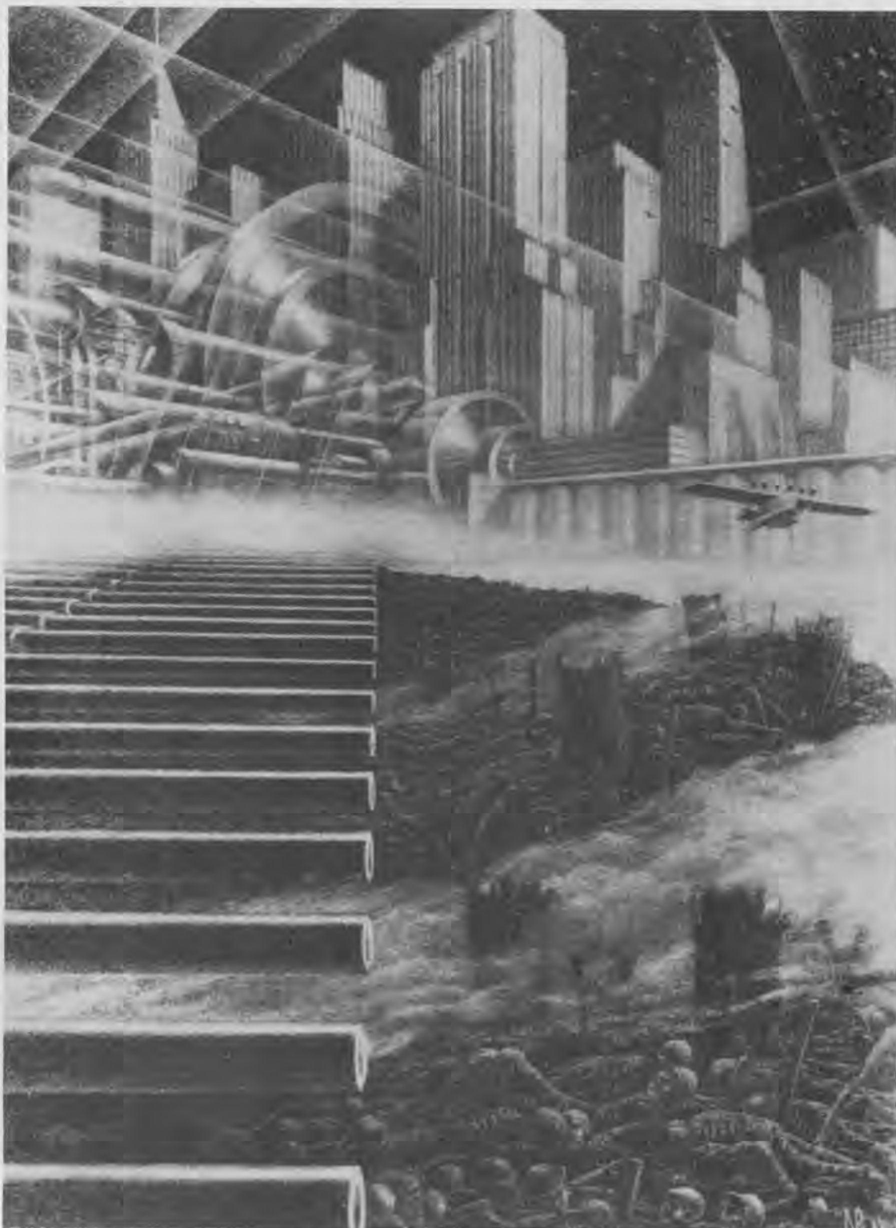
»So manches Mal bin ich von der Denkweise der »Nicht-Indianer« beeindruckt. Letztes Jahr war ich in Cleveland und kam mit einem »Nicht-Indianer« in ein Gespräch über amerikanische Geschichte. Er sagte, es täte ihm wirklich leid, was den Indianern geschehen sei, daß es aber seinen Grund hätte. Der Kontinent müßte entwickelt werden, die Indianer ständen im Wege und müßten infolgedessen beseitigt werden. ‚Was habt Ihr überhaupt mit dem Land getan, nachdem ihr es in Besitz genommen hattet?', fragte er. Ich verstand es erst nicht, später entdeckte ich, daß der Fluß Cuyahoga, der durch Cleveland fließt, leicht entzündbar ist. Täglich werden in den Fluß so viel entzündbare Abfallstoffe geleitet, daß die Anwohner im Sommer extra Vorsichtsmaßnahmen treffen müssen, um einen plötzlichen Brand zu verhindern. Ich dachte über das Argument meines »nichtindianischen« Freundes nach und fand, daß er wahrscheinlich recht hatte. Die Weißen hatten das Land besser genutzt. Kein Indianer hätte die Idee gehabt, einen entzündbaren Fluß zu schaffen!«[10]

Es ist nicht neu, daß Indianer so zu uns sprechen. Zitate dieses Inhalts gibt es schon aus dem 19. Jahrhundert. Neu und wichtig scheint mir, daß wir heute solche Worte besser zu verstehen glauben. Jedenfalls verstehen wir sie anders. Es fällt uns schwer, sie als Äußerungen von »rückständigen Primitiven« oder von »faulen Wilden« abzutun, aber auch das romantische Bild vom »ursprünglichen Naturmenschen« greift nicht.

In der Weltpolitik gibt es Anzeichen, daß die Veränderung sich auswirkt. Das zeigte sich u.a. in der raschen Entkolonialisierung, bei der internationalen Isolierung des weißen Staates in Südafrika und bei der Beendigung des amerikanischen Krieges in Vietnam. Das »gute Gewissen« der westlichen Metropolen wurde brüchig.

Die Wissenschaft von den fremden Völkern, die Kulturanthropologie, verspürt ebenfalls diese unsere neue Unsicherheit oder Veränderung gegenüber dem Fremden. Claude Lévi-Strauss hat versucht, es auf den Begriff zu bringen, z.B. am Modell der »Menschenfresserei«, der Anthropophagie, *»die von allen primitiven Gebräuchen ohne Zweifel diejenige ist, die uns am meisten Entsetzen und Abscheu einflößt.«* Er hat sie als Teil eines eigenen Systems der Fremden analysiert, als Teil einer Welt mit eigenen Regeln, mit eigener Logik und eigener Technologie — nur daß sie uns fremd ist. Und er stellte fest, daß *»die Pietätslosigkeit der Primitiven gegenüber dem Gedächtnis ihrer Toten gewiß nicht größer ist als jene, die wir in den Spitälern bei der Sektion von Leichen zu billigen gewillt sind.«* Auch unsere Praktiken des Strafvollzugs seien nicht so selbstverständlich, wie wir annehmen.

»Betrachtet man diese von außen, so ist man versucht, zwischen zwei verschiedenen Arten von Gesellschaften zu unterscheiden, nämlich zwischen solchen, die Menschenfleisch essen, also in der Einverleibung gewisser Individuen das einzige Mittel sehen, um deren furchtbare Kräfte zu bannen oder gar zu nutzen, und jenen anderen — wie die unsrige —, die eine Haltung annehmen, welche man als Anthropoemie (von griechisch emein = erbrechen) bezeichnen könnte. Angesichts desselben Problems hat dieser letztere Typus die entgegengesetzte Lösung gewählt, eine Lösung, die darin besteht, die gefährlichen Individuen aus der Gesellschaft auszustoßen und sie in eigens dafür hergerichteten Gebäuden von der Berührung mit anderen Menschen zeitweilig oder für immer auszuschließen. Den meisten Gesellschaften, die wir als primitiv bezeichnen, würde



Zivilisation, Vox Martuum 10. Bohdan Nowak, 1930

diese Sitte den allergrößten Abscheu einflößen, und sie würden uns für ebenso barbarisch halten wie wir sie, nur aus anderen Gründen.«[11]

Das Ernstnehmen des Fremden korrespondiert hier also einer gewissen Entfremdung des Eigenen: Wir sind plötzlich in der Lage, unsere eigenen Selbstverständlichkeiten von außen zu betrachten, vielleicht ein Zeichen, daß wir uns selbst verändern. Sicher wird dadurch das Bedürfnis nach eigener Identität als solches nicht aufgehoben werden und wohl auch nicht das Gegenüber von Eigenem und Fremdem. Aber dieses Gegenüber könnte anders aussehen als die Gegensatzpaare der letzten 200 Jahre, als die Konfiguration von »Fortschrittlichen« und »Rückständigen«, von »Entwickelten« und »Unterentwickelten«, von »Produktiven« und »Parasiten«.

Der industrielle Rassismus ging — spätestens mit dem Ausbruch des 20. Jahrhunderts — über in die Epoche der massakrierenden Staaten (und Konzerne). Zeichnet sich nun am Horizont der Totalitarismus des 21. Jahrhunderts ab? Und wird sich vor dieser Drohung das Bewußtsein des Eigenen in den Völkern zu einer nationalen Identität neuen Typs verdichten, die nicht mehr gegen das Fremde sich wendet, sondern gegen die Entfremdung? Es mag sein, daß in diesem Prozeß das Eigene in einem unerwarteten Zusammenhang zur Geltung kommt. Als unlängst der Mohawk Craig Carpenter mit einer Gruppe von Hopi-Indianern nach Europa kam, stießen seine Sprüche in der grünen Alternativkultur der jungen Generation auf große Aufmerksamkeit.

»Ich kenne die germanische Sage von Wodan, in der es heißt, er sei in einen Berg eingeschlossen und Raben seien seine Botschafter. Er werde wieder zurückkehren, wenn die Raben ihm die Botschaft bringen würden, die Zeit sei gekommen. Wir sind doch heute der Meinung, daß die alten Kräfte wieder zu Bedeutung gelangen müssen — gibt es denn niemand hier, der mit Raben sprechen kann? Wir haben indianische Medizinmänner, die das könnten (...)«[12]

Anmerkungen:

1) **Ferdinand Cortez**: Erster, zweiter und dritter Bericht an Kaiser Karl V. über die Eroberung von Mexiko (1520/24), Köln 1911, Bd. I, S. 52—63.

2) **Hieronymus Benzo**: Das vierdte Buch von der neuwen Welt, Frankfurt/M. 1594 (Nachdr. Dortmund 1977), S. 6.

3) **James Sullivan**: History of the district of Maine, Boston 1795, S. 139; zit.n. **Roy Harvey Pearce**: The savages of America. A study of the Indian and the idea of civilization, Baltimore 1953, S. 67.

4) **Thomas Jefferson** in einem Brief an William Ludlow vom 6. September 1824; zit.n. **Pearce**, a.a.O., S. 155.

5) **Friedrich Ludwig Jahn**: Deutsches Volkstum, Lübeck 1810, S. 11.

6) **Moses Hess**: Rom und Jerusalem, die letzte Nationalitätenfrage, Leipzig 1862 (Nachdruck in: Ausgewählte Schriften, Köln 1962), S. 227.

7) Vgl. **Tamar Berman**: Produktivierungsmythen und Antisemitismus. Eine soziologische Studie, Wien 1973.— Auch **Alexander Bein**: „Der jüdische Parasit". Bemerkungen zur Semantik der Judenfrage. In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 13 (1965), S. 121—149.

8) **Joseph Roth** (1894—1939); zit.n. Tribüne. Zeitschrift zum Verständnis des Judentums 1966, S. 1937.

9) Schüleraufsatz zu dem suggestiv gestellten Thema: „Auf der Welt gibt es reiche und arme Länder! Wie können die reichen Staaten den armen Staaten helfen, reicher zu werden?" Als beispielhaft abgedruckt in: Auslandskurier 13:1 (1972), S. 30.

10) **Vine Deloria**: Nur Stämme werden überleben, München 1976, S. 9.

11) **Claude Lévi-Strauss**: Traurige Tropen. Indianer in Brasilien, Köln-Berlin 1970, S. 355—57.

12) **Craig Carpenter**: Reisenotizen eines eingeborenen Führers. Wodan und die Raben. In: Der grüne Zweig, Nr. 22/1973.



Die Überlebenden. *Käthe Kollwitz*. 1923.

Cliquen und Banden von Widerstands-Schmarotzern:
„Carl-von-Ossietzky-Preis" für kriminellen Antifa-Mythos!
„Medaille der Gerechten" für den Abschaum der Menschheit!
„Widerstandsdenkmal" für Einbrecher, Räuber und Mörder!
„Straßenweihung" für Verbrechen gegen die Menschlichkeit!



Zeichnung Jutta Freidhof

Dokumentation
von
Paulus Buscher
Bündischer
Arbeitskreis
Burg Waldeck

GESTAPO, selbsternannt antifaschistische, kommunistische und sozialdemokratische Betreiber der abstoßenden Geschichtsverfälschung um die angeblichen „Edelweiß-Piraten" von Köln-Ehrenfeld haben sich, gemeinsam mit „Geschichtswissenschaftlern" und bedenkenlosen Medien, um die Kriminalisierung des Widerstandes Bündischer Jugend verdient gemacht ———

Frei-deutsche Jugend-Bewegung

Das war nicht schwierig zu versteh'n,
Daß diese vier sie kitzeln würden:
Frei kann die Herde keinen seh'n,
Dem wohl ist außerhalb der Hürden. —
Deutsch war schon lang der schlimmste Klang,
Von dem die Römerohren hallten, —
Und immer vor der Jugend bang
Ist dem Verknöcherten und Alten.

Bewegung aber, — hat sich je
Der schwarze Krebs bewegt nach vorne?
Freideutsche Jugendrichtung! Weh!
Das sticht sie ja wie Dolch und Dorne!
Darum auf einmal ihr Geplärr!!
Die edlen Hinterteile fühlen,
Daß irgendwie sich irgendwer
Zu schaffen macht an ihren Stühlen.

Bewegung —! Freiheit —! Jugend —! Wankt
Der Boden schon, auf dem sie saßen!
— Wir hoffen's und Gott sei 's gedankt,
Wenn euch gelingt, wovor sie rasen!
Freideutsche Jugend, laß nicht aus!
Trag vorwärts deinen Zukunftssamen,
Zum Segen unsers deutschen Gau's!
Dies wünscht dir unsre „Jugend". Amen.

A. De Nora

Illustration aus der
Zeitschrift „Jugend",
Jahrgang 1914

Vor 1933: Eine revolutionäre Jugendbewegung im Angriff auf die „alte Gesellschaft"

Die Deutsche Jugendbewegung, sich herleitend von „Sturm und Drang", über die schwarzen Freischaren der Befreiungskriege, über Urburschenschaften, Wartburgbewegung und das „Junge Deutschland", schwarz-rot-gold und grün-rot-gold (in den Farben der Lützow'schen und Uniformen der Jenensischen Studentischen Freiwilligen-Regimenter von 1813) sich schmükkend, erfaßte ausgangs des 19. Jahrhunderts Schüler und Studenten mit einer erneuten Welle ihres Stroms, die bis in unsere Tage hinein wirkt.
Um 1900 geriet eine Jugend in Bewegung, die im geistigen Elend patriarchalischer und erwerbsgesellschaftlicher Unterdrückung lebte. Ihr revolutionäres Aufbegehren brach dort zuerst durch, wo die Bedingungen der industriellen Gesellschaft noch am wenigsten entwickelt und deshalb am wenigsten repressiv waren: im idealistisch gesinnten Bildungsbürgertum. Hier war der überkommene und sozial integrierende Wertehimmel Goethe'scher und Humboldt'scher Prägung von der grassierenden Geistlosigkeit der antagonistischen „sozialpartnerschaftlichen" Klassen in Frage gestellt; in der „schönen neuen Welt" der an Produktion und Konsumption orientierten stumpfen Proletariermassen und der nicht weniger stumpfen Kapitalisten galt die bürgerliche Bildungskultur nichts mehr. Zuerst also wanderte die Jugend jener sozialen Klasse aus der Gesamtgesellschaft aus, die sich am „Sein" —— und nicht am „Haben" als lebenssinnbezogen orientierte und sich so auch selbst definierte.
Die herrschende Gesellschaft setzte alles daran, die angeblich in den „Anarchismus" abwandernde Jugendbewegung zu diskriminieren, sie zu kriminalisieren (wie bekannt uns das vorkommt!—) oder sie, noch besser, in den Griff zu bekommen.
Von den Jugendabteilungen vaterländischer und sporttreibender Vereine (sie wurden damals massenhaft gegründet) über die kirchlichen Jugend-Freizeitgruppen, bis endlich auch hin zur Staatsjugend ... sind uns sämtliche Counterbewegungen, schönfärberisch „Jugendpflege" genannt, bekannt. Sie alle Vampirverbände, auf die Jugendbewegung angesetzt.
In der Tat gelang es den unterschiedlichsten Interessenten, die Jugend im großen Maßstab zu irritieren und sie so der Jugendrevolution zu entziehen. Für diese Irritierten mochte es als Sinn ihres Jugendalters erscheinen, sich dem „sozialen" Dienst an der alten, jugendfeindlichen Gesellschaft willig hinzugeben. Wie sich das Dienstmädchen willig dem Dienstherrn hingibt. —
Allen Unterdrückungs- und irritierenden Machenschaften zum Trotz, war dann doch in den Zwanziger Jahren die Jugendbewegung revolutionär so weit entwickelt, daß sie sich kämpferisch an den Sturz der „alten Gesellschaft" herandachte. Es waren dies vor allem die nationalrevolutionären, sozialrevolutionären, völkischen und die autonomen Jungenbünde, wie zum Beispiel „dj.1.11", die da auf dem Marsch waren. Ihnen warfen (und werfen) die oben hinlänglich beschriebenen „neuen Klassen" vor, fremd und ablehnend der sogenannten „Moderne" gegenüberzustehen. Als „Moderne" aber wurde (und wird) die „Entwicklung" der industriell produzierenden Gesellschaft ausgegeben. In der globalen Katastrophe, die von der modern sich nennenden Gesellschaft produziert wurde, leben wir heute. — Die Jugendbewegung, die sich nicht für das „Haben", sondern für das „Sein" entschied, und die dafür als rückschrittlich verteufelt wurde (und immer noch, vor allem von Vulgärmarxisten, wird), bereitete, mit viel zu schwachen Kräften, wie sich bald erweisen sollte, Anfang der dreißiger Jahre den Angriff auf die alte destruktive Gesellschaft vor.
Zum Teil sahen die nationalgesinnten sozialistischen Bünde und Gruppen eine Art von Verwandtschaft zu den Nationalsozialisten der Hitlerpartei. Sie wurden bald eines Besseren belehrt.



Kittelbach-Piraten; Abteilung der Brigade Ehrhardt unter Alois Brockerhoff („eisbär")



Landsknechte; Abteilung der Brigade Ehrhardt, Essener unter Baron von Abendroth



Ein Führer des Wiking-Bundes (Brigade Ehrhardt): Alexander Ebbinghaus („REX")



Nach 1933 Bündische Jugend widersetzt sich der Diktatur des neuen alten Massenstaates



Nach der Machtübernahme in einem zerfallenden Staat, dem am Ende die Mehrheit des Volkes abhanden gekommen war, arrangierten sich die Nationalsozialisten der Hitlerpartei mit den alten Mächten des Besitzbürgertums. Sie paßten mit Zuckerbrot und Peitsche das „arbeitende Volk" den neuen Wirtschafts- und Produktionsbedingungen an. Während sämtliche — mit dem NS konkurrierenden — „gesellschaftlichen" Kräfte von der Bildfläche verschwanden und sang- und klanglos auf dem Abfallhaufen der Geschichte landeten, von dem vor allem die marxistischen Parteien stets schwadroniert hatten, ließen sich die bündischen und wirklich völkischen Gruppen nicht integrieren. Sie, in der Tradition der Deutschen Romantik stehend, welche auch den Staat als Gemeinschaft schöpferischer und selbstverantwortlicher Menschen gewollt hatte, sahen sich als temporär einzige und schärfste Gegner des gemeinschaftsfernen Dritten Reiches wieder. Bitter war die Erkenntnis für viele, die sich, getäuscht in ihren sozialistischen Vorstellungen, mißbraucht sahen, einen noch rigoroseren Wirtschaftsstaat mit ihrer „gläubigen" Hilfe zu etablieren. Gewiß versuchten vor allem die Kommunisten während der ersten beiden Jahre des Dritten Reiches einen „Klebezettel-Unmut" zu äußern; mancher Kommunist war auch eingesperrt und drangsaliert worden. Der vor 1933 vielbeschworene, angedrohte und von vielen auch erhoffte „antifaschistische Widerstand" aber war ausgeblieben. Und als der „Reichsmaterialverwalter" der KPD, Willy Zimmerlich, im Mai 1934 sämtliche illegalen Waffenlager der Partei an die GESTAPO verriet und damit erst den Reichswehrcoup gegen den „anderen" Waffenträger, die volkssozialistische SA von Röhm, ermöglichte, da war ein Schweigen an der „gesellschaftlichen Front". Die politische Macht kam nunmehr ausschließlich aus den Gewehrläufen der NS-Unterdrückungsorganisationen. Freilich verwirklichte die NSDAP — so mußte es dem Volke erscheinen, dem wieder Arbeit und Brot gegeben wurde — den „richtigeren" Sozialismus. Und schlußendlich waren sogar die Genossen der anderen Spielarten industriestaatlicher fixer Ideen Irritierte, oder sie waren überzeugte Anhänger des NS-Systems geworden.

Vorgreifend erinnere ich mich hier an die wüste Verteidigungspolemik, welche von ehemals (und später wieder) führenden Kommunisten — angesichts des Ribbentrop-Molotow-Paktes — entfacht wurde: „Der Führer und Stalin bringen der Welt den Sozialismus. Was ihr macht, arbeitet dem entgegen; ihr seid Faschisten, die dem Führer in den Rücken fallen. Man sollte euch bei der GESTAPO anzeigen", so tönten sie 1939 gegenüber den Bündischen; verrückter ist es kaum zu denken. Die bündischen Sinngemeinschaften jedenfalls waren nicht so ohne weiteres per Dekret aus dem Leben zu streichen gewesen, wie dies mit Parteien, Vereinen und anderen Interessenverbänden möglich gewesen war. Die nationalrevolutionären Bünde vor allem, von den Nationalsozialisten (und nicht nur von diesen, früher wie heute) als „Abenteurertypen", „ewige Landsknechte" und gegenvölkische „preußische Anarchisten" beschimpft; die idealkommunistische dj.1.11; und — mit Ausnahmen — auch der Nerother Bund, dem man staatlicherseits ein „internationales Abenteurertum" attestierte: sie wurden bald die bewegenden Kräfte einer sich herausbildenden bündischen Widerstandsbewegung, die in allen Gauen des deutschen Reiches aktiv wurde. Sie gaben den fortexistierenden und den neu entstehenden bündischen Gruppen Ausrichtung und Gepräge. Das Edelweiß des ehemaligen Freikorps Oberland und der Oberlandkameradschaften; das rote Pentagramm der Nationalbolschewisten; Wanderfalke und drei Wellen von dj.1.11; und der kämpfende Wildschwan der Nerother wurden die Erkennungszeichen einer Bewegung, die bald Hunderttausende Folger umfaßte. Illegal auf Fahrt zu gehen — und das war ja nur eine sichtbare Form der Weiterexistenz der Bündischen — gehörte zum Selbstverständnis aller, die nicht vor jedem Schutzmann strammstehen wollten.



Vater und Sohn: Soldat der Roßbachtruppe 1923 (rechts); „echter" „Edelweiß-Pirat" 1941. (Ganz rechts: Gerhard Roßbach)



Kittelbach-Piraten, Nerother und ehemalige Pfadfinderinnen in einer der typischen illegalen „überbündischen" Gruppen; 1936.



„Schwarze Späher", einstmals gegen den separatistischen „Rheinischen Pfadfinderbund" gegründet; 1934, vor der Liedberger Höhle.







,,Bündischer Selbstschutz''; Jungen der Autonomen Jungenschaft Frankfurt/Main und von dj.1.11 Berlin; 1941 bei Neukölln



,,Nerother'', mit Karl und Robert Oelbermann, 1935. Burg Waldeck blieb während der Zeit der Illegalität ein Ort geheimer Treffen bündischer Gruppen.



,,dj.1.11'' Berlin-Lichtenrade (herkommend von der katholischen Kreuzfahrer-Jungenschaft) 1941. Zu dieser Gruppe gehörte auch Klaus Kinski.



Ein Frankfurter Fähnlein des Nerother Bundes auf dem Marsch zur Gründung des illegalen ,,Pachanten-Ordens'', Herbst 1933.



,,Deutschmeister-Jungenschaft'' unter meik Jovy, 1939, auf der Fahrt zu Karl O. Paetel in La Palette / Provence.



Die ,,Nerother Bauhütte'', 1934, vor ,,Tonis Kneipe'' in Dorweiler ob Burg Waldeck.

1933—1945: Als „Edelweiß-Piraten" beschimpft, entsteht eine Sammlungsbewegung illegaler Bündischer

1923 hatte Kapitän Ehrhardt, Führer des seit 1920 verbotenen Freikorps „Marinebrigade Ehrhardt", den Wiking-Bund gegründet, der sich rasch im Reich ausbreitete und auch die Bündischen anderer Freikorps an sich zog. Es entstand eine Kampffront gegenüber den Franzosen, die ins Rheinland und ins Ruhrgebiet einmarschiert waren, das Reich zu Reparationszahlungen zu zwingen. Hier traten — neben dem Wiking-Bund (und zeitweise sogar der KPD, die, bevor ‚Teddy' Thälmann 1924 kam, durchaus nationalkommunistisch war) — folgende Freikorpsgruppen in Erscheinung: Bund Oberland, Oberlandkameradschaften, Jungpreußischer Bund, Freiwilligenkompanie Freese, Schlageter-Kameradschaft, Bündische Hundertschaften. Diese „Insurgenten" kennzeichneten sich im Räuberzivil mit dem oberländischen Edelweiß; dieses war aus Metall geprägt, ohne Blatt und Stiel, ähnlich dem Abzeichen des „k.u.k. XIV. Korps" von 1914, welches auch von dort übernommen worden war.

Aus dem Wiking-Bund heraus gründeten sich zwischen 1925 und 1930 lokale Wanderbünde, zu deren sozialer Strategie es gehörte, Jugendliche aus nationalgesinnten Arbeiterfamilien an sich zu ziehen. In Düsseldorf gründete sich so 1925 der „Wanderbund der Kittelbach-Piraten Düsseldorf e.V.", kurz WKPD genannt. In Essen gründete der Kompanieführer der Brigade Ehrhardt, Baron von Abenroth, den „Wanderbund der Landsknechte". Es war die Zeit, da auch Ernst Jünger den Arbeiter als geschichtliche Gestalt wahrnahm, die „über den Horizont der Geschichte tritt".

Es entstand also vor allem im Rheinland und im Bergischen Land eine Struktur dichter sozialer Vernetzung autonomer national- und sozialrevolutionärer Gruppen. Diese sahen sich als „Stoßtruppen" der anstehenden „jungen nationalen Revolution", den alten „Staat der Schacherer und Gesinnungslumpen" (Sprachgebrauch der Edelweiß-Piraten) hinwegzufegen. Völlig undifferenziert sah man sich dabei zunächst in gemeinsamer Frontlinie mit der NSDAP. Aber bereits 1929 gehen „neuheidnische" Gruppen zu Hitler auf Distanz; 1930 fallen starke „echte" nationalsozialistische Truppen von der NSDAP ab (Strasser, „Nordflügel" der Partei), weil sie ihre antibürgerliche Gesinnung nicht preisgeben wollen. Der Baron von Abenroth verläßt zum Zeitpunkt der Machtübernahme die Partei, deren „alter Kämpfer" er war, weil „zu viele Arschlöcher jetzt hereinkommen", wie er formulierte. Gemeint waren die Märzgefallenen und kleinbürgerlichen, aber auch proletarischen „Beischleicher" und Karrieristen. Im Herbst 1933 wird den Kittelbach-Piraten — als erstem Bund der Jugendbewegung — der Prozeß gemacht; als erster wird also dieser Bund regelrecht verboten; alle anderen Bünde folgen darin erst sehr viel später nach. Mit dem 30. Juni 1934 fallen auch die letzten national- und sozialrevolutionären **bündischen** Gruppen, vielfach den Freikorps entstammend, von Hitlers Fahnen, von der verbürgerlichten Verratsbewegung der Nazis ab. Es entsteht eine bündische, illegale Sammlungsbewegung, die als „Edelweiß-Piraten" beschimpft wird. (Dieses GESTAPO-Schimpfwort findet sich noch in der geringschätzigen Sprache linker oder angeblich linker Soziohistoriker von heute! —) Die Sammlungsbewegung ist im ganzen Dritten Reich aktiv. Etwa 1939/1940 sieht man, daß sich ihr auch die wesentlichen Gruppen der autonomen Jungenbünde angeschlossen haben. Überall entstehen neue, überbündische Gruppen, was heißt, daß in solchen Mischgruppen Jungenschaftler, Pfadfinder, Nerother, Ehrhardt-Leute und andere zusammengefaßt sind. In Bayern nennen sich die von Kapitän Ehrhardt beeinflußten Gruppen „Roter Anker" (ein letzter Anklang an die „Marinebrigade"); im Westen nennen sich die von Nerothern dominierten Gruppen „Navajos" und „Inkas", „Schwarze Nerother"; es bleibt die Bezeichnung „Kittelbach-Piraten" (herstammend von den „Wiking-Piraten" des Jugendbundes der Brigade Ehrhardt); man sieht „Schwarze Späher", „Zornisten", die „Gruppe Pancho Villa" und andere. In ihrem Selbstverständnis bezeichnen sie sich egalitär als „Die Bündische Jugend". Diese gegenüber den Köln-Ehrenfelder Banditen abzuheben, nenne ich sie im folgenden auch „echte" „Edelweiß-Piraten".



„Echte" Kölner „Edelweiß-Piraten": Navajos, 1941. Die beiden Jungen in Lederjacken sind Juden (Gruppe Thieme/Cramer).



Die Bergische Gruppe „Pancho Villa" (von der NS-Bevölkerung als „Tampicos" beschimpft), Sommer 1941.



„Zornisten" (nach dem Führer des Bundes, Reinhard Zorn), 1934 (Christliches Jungvolk Düsseldorf).



Wermelskirchener „echte" „Edelweiß-Piraten", 1940.


Bergische „echte" „Edelweiß-Piraten", 1940.


„Echte" Kölner „Edelweiß-Piraten", Liesenberger Mühle, 1941.


„Echte" „Edelweiß-Piraten" aus Köln und Düsseldorf, 1941.


„Echte" „Edelweiß-Piraten" aus Köln, Düsseldorf, Solingen, 1941.


„Echte" Kölner „Edelweiß-Piraten", 1940.


„Echte" Düsseldorfer „Edelweiß-Piraten", 1942.


„Echte" Bergische „Edelweiß-Piraten"; Lingese 1942

Im Dezember 1942
überholte die GESTAPO
überall in Westdeutschland
die illegalen
bündischen Gruppen.
Nach 1942 gab es keine
originären „Edelweiß-Piraten"
mehr! Auch in Köln nicht —



„Wo der Bartl seinen Most herholt“

(‚Bartl‘ = rotwelsch ‚barsl‘ = Brechstange;
‚Most‘ = hebräisch ‚maot‘ = Geld;
also sagt dieser Satz dem Kundigen:
„Der Ort, wo man durch Einbruch Geld beschaffen kann“)

„Wo der Bartl seinen Most herholt“: Im folgenden werde ich auch auf einen gewissen Barthel Schink zu sprechen kommen. — Zunächst möchte ich aber vornehmlich von der „Macht ohne Moral“ sprechen, was die skrupellose Machtausübung zur Erreichung eines angestrebten verwerflichen Ziels angeht. Es sind die sogenannten Medien, von denen hier die Rede zu sein hat: Rundfunk, Fernsehen, Presse, Buchwesen, Filmindustrie. Denn diese sind es, die ihre Macht, die sich in der Monopolhaltung des Informationswesens begründet, in einem ganz besonderen Falle skrupel- und einsichtslos handhaben.
Und es geht auch darum, von den „Legendenschreibern einer Ideologie“ zu berichten, welche die „Historie okkupieren“ (Zitat Heinz Höhne) und die sich der Medien völlig ungehindert bedienen können, während die Verteidiger der geschichtlichen Wahrheit jeder üblen Nachrede, der Diskriminierung und Unterdrückung ihres berechtigten Anliegens ausgesetzt sind.
Und nicht zuletzt muß die Rede auf das schier unglaubliche Phänomen gebracht werden, welches darin besteht, daß wahrscheinlich eine übergroße Mehrheit der „Empfänger von Informationen“, das sind: Rundfunkhörer, Fernsehzuschauer, Leser ... bereitwilligst falschen Informationen glaubt und jede bessere Einsicht abwehrt, um sich persönlich absetzen zu können vom Schrecklichen in der deutschen Geschichte.
Der hier zur Verfügung stehende Raum reicht nicht aus, auf die psychologischen Bedingtheiten in gebührender Weise einzugehen. Nur so viel sei gesagt: Es scheint wohl so zu sein, daß es ein tiefes seelisches Bedürfnis der hier gemeinten Menschen ist, **glauben zu wollen**, daß es so etwas gegeben haben möge in Deutschland:
Bewaffneten antifaschistischen Widerstand der Arbeiterklasse, so wie dies zuerst Jakob Zander / Zorn 1960 und später sogar Walter Ulbricht und bis zum heutigen Tage die „Legendenschreiber einer Ideologie, welche die Historie okkupieren, sie zu verfälschen“, und mit ihnen die zahllosen Verbreiter (falscher) Informationen und Meinungen ... behaupten.

Matthias v. Hellfeld

Edelweißpiraten in Köln



Jugendrebellion gegen das 3. Reich



Kleine Bibliothek

Pahl-Rugenstein

Die Verwendung des Gruppenfotos wurde dem Verfasser/Verlag gerichtlich untersagt. Es zeigt nämlich nicht die Ehrenfelder Verbrecher — sondern katholische Gemeindejugend „St. Maria im Kapitol“

Fakt: Als sich im Herbst 1944 die alliierten Armeen den deutschen Westgrenzen näherten und nur wenige Fahrstunden weit vor Köln standen, wurde Köln zur Frontstadt erklärt; entsprechende Zustände herrschten hier. Die öffentliche Ordnung war nicht mehr aufrechtzuerhalten; Verbrecherbanden übernahmen weithin das Regiment. Sie raubten, plünderten, vergewaltigten, mordeten. Die Kölner Bürger trauten sich auch tagsüber nicht mehr auf die Straße; aber sogar in ihren — zumeist bombenbeschädigten — Wohnungen waren sie vor den Übergriffen der Banditen nicht mehr sicher.
Im Kölner Stadtteil Ehrenfeld tat sich eine Bande vor allen anderen besonders hervor. Diese gruppierte sich um sechs Schrotthändler, die sämtlich — teilweise bereits vor dem Ersten Weltkrieg — dutzendfach wegen eben der Delikte vorbestraft waren, die sie jetzt, unbehindert, wie sie meinten, tagtäglich begingen. Die Bande um die Kratz, Moll, Krausen, Hüppeler, Cratina usw. war schon seit Jahrzehnten der feste Kern der Kölner Unterwelt gewesen. Zu dieser Verbrechergruppe stieß im September 1944 jener Barthel Schink, der von den besagten „Okkupanten der Historie“, den ideologisch bestimmten Geschichtsverfälschern, zu einem „Edelweißpiraten“ hochstilisiert wird. Schink, schon in seiner Kindheit kriminell, war im Frühjahr 1944 (als 16-jähriger) als Straßenräuber hervorgetreten. Als sein Bruder, mit dem er gemeinsam Passanten die Handtaschen raubte, von der Polizei festgenommen wurde, meldete sich Schink freiwillig zur SS, wohl glaubend, er könne so einer Strafverfolgung entkommen. Im Juli 1944 stahl er seiner eigenen Familie Wäsche und Kleider, die von der Mutter — angesichts der vielen Luftangriffe — vorsorglich in ihrem Luftschutzkeller deponiert worden waren. Daraufhin wurde Barthel Schink am 27. Juli 1944 von seiner Mutter bei der GESTAPO angezeigt, die in der Frontstadt Köln mit ihrem Referat **IV 2 A** auch die kriminellen Verbrechen zu verfolgen hatte. (Für den historisch weitergehend Interessierten: Mit der Verfolgung bündischer Umtriebe aber war das Referat **IV B 3** = „Freimaurerei, gegnerische Jugendanstrebungen, § 175, Umtriebe in der Hitlerjugend“ befaßt. Die Referate der GESTAPO waren reichseinheitlich, vom RSHA bis hinunter zu den kleinsten Nebenstellen, identisch organisiert. Bei der Hauptleitstelle der GESTAPO in Düsseldorf, die noch über das spezielle Verfolgungsbüro „Bündische Umtriebe im Obergebiet West“ verfügte, wurde hierfür auch das Referatszeichen **H 2** verwendet.)
Nachdem ihn seine Mutter bei der Kriminalpolizei des Referats **IV 2 A** angezeigt hatte, tauchte Schink unter und kam in Kontakt zur Ehrenfelder Schrotthändlerbande. Er plünderte — bei Luftalarm — 65 Wohnungen aus und beteiligte sich an bewaffneten Überfällen, die durch die Bande begangen wurden. Er schoß aber auch „aus Spaß“ mit einem Karabiner „98 k“ auf zufällig vorbeikommende Passanten und galt als so schießwütig und unbedenklich in der Anwendung von Gewalt, daß er schließlich sogar von einem der Bandenführer, dem ehemaligen GESTAPO-Anwärter Hans Steinbrück, aus dem Versteck der Verbrecherbande, welches sich in einem Haus an der Schönsteinstraße befand, gewiesen wurde. Schink wurde u.a. wegen der Beteiligung an Morden und bewaffneten Überfällen 8mal zum Tode verurteilt (Aussage von Karoline Banten-Schink, am 7-7-1984), während 12 andere Verbrecher nur jeweils 1mal zum Tode verurteilt wurden. (Diese 13 wurden am 10. November 1944 erhängt.)

Zur Ehrenfelder Bande gehörten auch 68 ukrainische Arbeiter, die sich sämtlich 1942 freiwillig zur Arbeit im Reich gemeldet hatten, die aber in den Städten Stalino, Zichnowka, Woronesh, Baranowitschi, Kiew, Garotitschi usw. (Aktenauskunft) wohl zum kriminellen Abschaum gehört hatten. Elf von diesen, denen man sowohl bewaffnete Raubüberfälle, als aber auch — zum Teil sogar bezahlte — Morde nachweisen konnte, wurden am 26. Oktober 1944 „vor einer großen, jubelnden Menge befreiter Kölner Bürger“ hingerichtet. (Zeitzeugen berichteten mir vom Jubel der Kölner, die monatelang von der Bande terrorisiert worden waren.

Fritz Theilen

Edelweißpiraten

Herausgegeben und mit einer Dokumentation von Matthias von Hellfeld

Fritz Theilen ist einer der Edelweißpiraten, der seine Geschichte, und die seiner Freunde, niedergeschrieben hat. Die Edelweißpiraten widersetzten sich der offiziellen Jugendpolitik des Nationalsozialistischen Staates. Ihre »Rädelsführer« wurden mit Jugendgefängnis bestraft, ihre Teilnehmer der »vorläufigen Fürsorgeerziehung überstellt«, ihre Mitläufer wurden »mit dem Zuchtmittel des Jugendarrestes« angefaßt.

Geschildert werden von der Gestapo verbotene Wanderungen, Auseinandersetzungen mit der Hitler-Jugend, das Leben in einem Wehrertüchtigungslager.

Der spannenden Autobiographie von Fritz Theilen hat Matthias von Hellfeld zeitgeschichtliche Dokumente und Erklärungen hinzugefügt.



FISCHER BOOT

Auf der Rückseite des Buches ist das Foto eines Lehrganges der Kradfahrer des SS-Wehrertüchtigungs-Lagers der SS-Ordensburg „Vogelsang" abgebildet. Einer der SS-Rekruten ist Fritz Theilen —







Das Titelbild zeigt gleich 2 Retuschen: Das Foto der Jungen mit den Klampfen ist gefälscht. Schinks Konterfrei läßt noch die HJ-Uniform ahnen; deutlich ist (auf dem Foto Seite 10 des Buches) eine noch andere Retusche zu sehen (eine breite Krawatte ist in das Bild hineingemalt; sie deckt Halstuch und Knoten der Uniform ab).

Von dieser Hinrichtung der Ukrainer, die übrigens nach international gültigen Kriegsgesetzen bestraft wurden, existiert eine Reihe von Fotos.

Um jetzt zur „Macht ohne Moral" zu kommen: Diese Fotos werden von den ideologisch fixierten Legendenschreibern und den Medien (!) für die verschiedensten Geschichtsverfälschungen benutzt. Die Fotos „gehen unter die Haut", und sie eignen sich vorzüglich als Vehikel für den Transport falscher Geschichtsdarstellungen, weil sie das wache, kritische Denken ausschalten bzw. bei den Betrachtern, die sich gerne mit Greueltaten konfrontieren (Psychologie siehe oben) schönen Grusel vor den Nationalsozialisten hervorrufen.

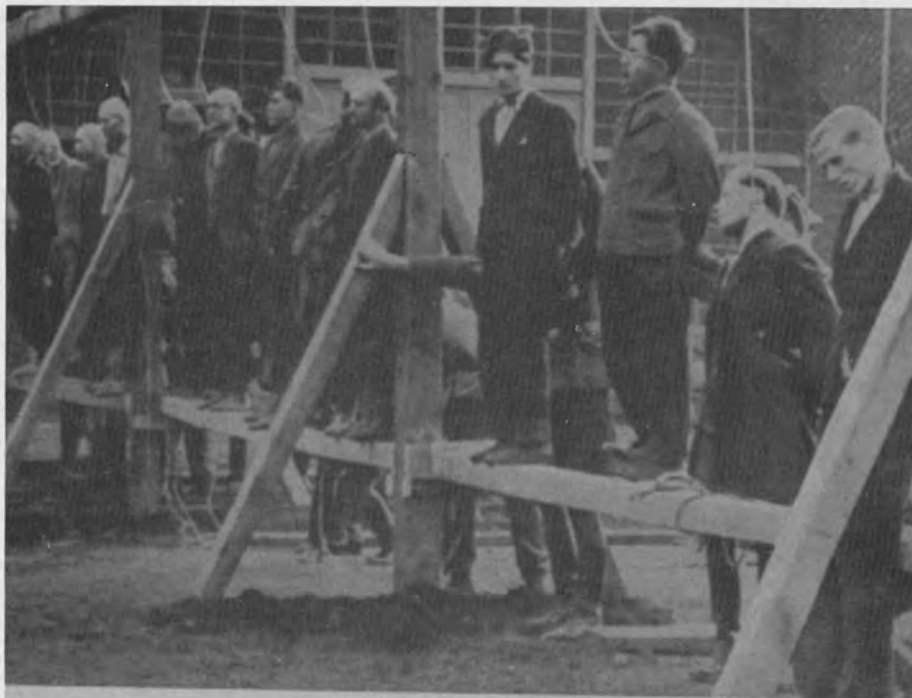
Von den zahllosen Schwindeleien, die mit Hilfe dieser Fotos begangen wurden, sind mir nachweislich 5 verschiedene bekannt (ich zeige hier zwei davon):

1. „Sonderkommandos der SS liquidieren polnische Intellektuelle in Lemberg"
2. „Massenhinrichtungen der SS anläßlich des 30.6.1934 in Berlin, Invalidenstraße" (siehe das Foto aus dem Buch „Macht ohne Moral. Eine Dokumentation über die SS" von Reimund Schnabel, Röderberg-Verlag Frankfurt, 1957)
3. „Wehrmachteinheiten ermorden italienische Partisanen"
4. „Hinrichtung von Kölner Bürgern durch die SS"
5. „Edelweißpiraten kurz vor ihrer Hinrichtung" (siehe das Foto aus der „taz", Bericht Jean Jülich / Fritz Theilen, 12.3.1984)

Obwohl eintausend Blatt Vernehmungsakten der Verbrecherbande von Köln-Ehrenfeld sowie ein detaillierter Abschlußbericht des Kriminal-Referats der GESTAPO vorliegen, wurde bis zum heutigen Tag nichts davon veröffentlicht. Dafür haben die Geschichtsverfälscher nicht nur die Fotos von der Erhängung der ukrainischen Mörder für ihre Legendenbildungen verwandt. —
Sämtliche angeführten Quellen sind verfälscht; alle herangezogenen Akten, Erlasse des RSHA usw. sind ganz anderen Vorgängen (die sich auf die „echten" „Edelweiß-Piraten", also auf die illegale Bündische Jugend beziehen) entnommen und in den Dienst der Köln-Ehrenfelder Geschichtsverfälschung gestellt worden. Fotos von proletarischen Straßengangs, die erst nach dem Krieg aufgenommen wurden, wurden als solche der angeblichen „Edelweißpiraten" ausgegeben.

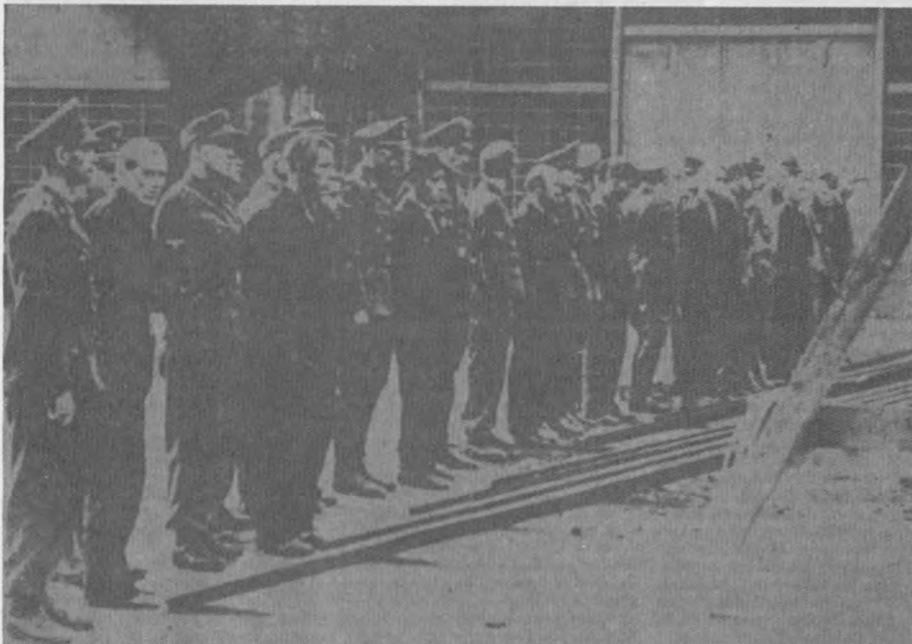
Schließlich wurde sogar ein „Kunstwerk" in der „Großen Deutschen Kunstausstellung, München 1984" (Breuste, Hannover) zur Schau gestellt, das vorher schon mit einem Kunstpreis ausgezeichnet worden war; ein obszöner Altar der Geschichtsfälschung mit dem blödsinnigen Titel: „Edelweißpiraten sind treu". Das Arrangement (mit seinen Grabkreuzen auch ein Religionsmißbrauch und schändliche Ausbeutung pietistischer Empfindungen bei den Betrachtern) zeigt oben links ein Foto der illegalen katholischen Gemeindejugend von St. Maria im Kapitol (Köln) um Kaplan Teusch; hier mit ihrem Führer Bernd Wittschier (links, mit Klampfe) auf einer Wallfahrt zum Altenberger Dom, Mai 1941. Die anderen 8 Fotos zeigen wiederum die ukrainischen Räuber und Mörder. Obwohl die Verwendung dieser Fotos den Betreibern der Geschichtsverfälschung gerichtlich verboten wurde, werden diese auch weiterhin für den verwerflichen Zweck mißbraucht.

Einen — in Wahrheit nicht stattgefundenen — proletarischen, bewaffneten antifaschistischen Widerstand dennoch zu behaupten, üben Legendenbildner und die Medien ihre „Macht ohne Moral" in Form fortgesetzter Falschinformationen und Geschichtsschwindeleien auch weiterhin aus. Die „echte" illegale Bündische Jugend wird damit kriminalisiert. Die „Empfänger" aber, das meint Leser, Seher, Hörer ... werden erniedrigt, weil „jede Machtausübung ohne Moral ... denjenigen, über den diese Macht ausgeübt wird, nur erniedrigen kann" (Dschuangtse). Alle Bürger aber, die Zweifel an den — nach 1945 vermittelten — Geschichtsdarstellungen haben, dürfen sich in ihren Zweifeln durch die Kölner Verbrechergeschichte bestärkt fühlen. Ob das im Sinne des „Antifaschismus" ist?


2 Massenhinrichtungen der SS anl. des 30. 6. 34 in Berlin, Invalidenstr.

Aus
„Macht ohne Moral", 1957,
(Die Geschichte der SS)
Röderberg-Verlag
Frankfurt 1957




Edelweißpiraten" kurz vor ihrer Hinrichtung *Foto aus: Fritz Theilen, Edelweißpiraten, Frankfurt 1984*

Aus „taz"
(die tageszeitung)
Interview mit J. Jülich
12.3.1984, S. 3



Ein Kunstwerk des
Bildhauers Breuste, Hannover
„Edelweißpiraten sind treu"
Große Deutsche Kunst-
ausstellung, München 1984
(Foto: robbo)

Da man die nie existent gewesene
„e.p."Gruppe Ehrenfeld auch nicht
dokumentieren kann, verfälscht
man Text- und Bilddokumente.
Schließlich nimmt man fremden Toten
noch ihre Identität —

(74)

Fingerabdruck genommen*)
Fingerabdrucknahme nicht erforderlich*)
Person ist — nicht — festgestellt*)

Datum: 28.10.1944.
Name:
Amtsbezeichnung:
Dienststelle: Staatspolizeistelle Köln

Stapo Köln - IV 2 ... Brauweiler, am 28.10. 194 4
(Dienststelle des vernehmenden Beamten)

Auf-Vorladung — Vorgeführt*) — erscheint — Jugendlicher.

der Nachgenannte

und erklärt, zur Wahrheit ermahnt:

I. Zur Person:

1. a) Familienname, auch Beinamen (bei Frauen auch Geburtsname, ggf. Name des früheren Ehemannes)	a) Schink
b) Vornamen (Rufnamen unterstreichen)	b) Bartholomäus
2. a) Beruf: (Über das Berufsverhältnis ist anzugeben, — ob Inhaber, Handwerksmeister, Geschäftsleiter oder Gehilfe, Geselle, Lehrling, Fabrikarbeiter, Handlungsgehilfe, Verkäuferin usw. — — bei Ehefrauen Beruf des Ehemannes — — bei Minderjährigen ohne Beruf der der Eltern) — bei Beamten und staatlichen Angestellten die genaueste Anschrift der Dienststelle — — bei Studierenden die Anschrift der Hochschule und das belegte Lehrfach — — bei Trägern akademischer Würden (Dipl.-Ing., Dr., D. pp.), wann und bei welcher Hochschule der Titel erworben wurde —	a) Dachdecker- und Bauklempnerlehrling.
b) Einkommensverhältnisse	b) RM. 15.- wöchentlich
c) Erwerbslos?	c) Ja, seit / nein
3. Geboren	am 25.11.1927 in Köln; Verwaltungsbezirk Köln; Landgerichtsbezirk Köln; Land D.R.
4. Wohnung oder letzter Aufenthalt	in Köln-Ehrenfeld; Verwaltungsbezirk Köln; Land D.R.; Kepler Straße/Platz Nr. 33; Fernruf

*) Unzutreffendes streichen.

---

(76) 3

a) von ./. am
Nr. ./.
b)
a) ./.
b) ./.
c) ./.
./.
a) seit ./.
letzte Ortsgruppe
b) seit 1933 Jungvolk und HJ.
letzte Formation Gefolgschaft 60, HJ.-Bann 53
oder ähnl.
./.
von bis
Abteilung Ort
a) ./.
b)
c) von ./. bis 19

---

(68)

Fingerabdruck genommen*)
Fingerabdrucknahme nicht erforderlich*)
Person ist — nicht — festgestellt*)
Datum: 1.11.1944
Name: S c h i f f e r
Amtsbezeichnung: apl.Krim.Asst.
Dienststelle: Staatspolizeistelle Köln

-Brauweiler, am 1.11. 194 4

Jugendlicher.

Person:
a) J ü l i c h
b) Jean (Johann)
a) Maschinenschlosserlehrling
RM 35.- monatlich
seit
18.4.1929 in Köln-Sülz
Verwaltungsbezirk Köln
Landgerichtsbezirk Köln
D.R.
Köln-Sülz
Verwaltungsbezirk Köln
D.R.
...uner- Straße/Platz Nr. 21

---

(70)

a) von am
Nr.
b) HJ.-Ausweis
a) ./.
b) ./.
c) ./.
./.
a) seit ./.
letzte Ortsgruppe
b) seit 1939 im Jungvolk und
letzte Formation Flieger-HJ. 1/53 (Werk-HJ.)
oder ähnl. Reichsbahn-Ausbesserungswerk Köln-Nippes
./. (Matthias Niessen?) Gefolgschaftsführer
von bis
Abteilung Ort
a) ./.
b)
c) von ./. bis 19

---

(124)

31 Jahre

A b s c h r i f t

15/7

H ü p p e l e r, Peter geb. 19.1.13 ist bestraft:-

1. AG.Köln - 31 C 903/31 - 3.12.31 - AG.- unerl.Waffenbes. - 3 Mon.Gefgn.-
2. AG. Solingen - 1 C 31/32 - 20.1.32 - AG.- Teilnahme an einer politische Versammlung unter freiem Himmel - 30.-Rm ev. 6 Tage Gefgn.-
3. am 8.1.36 - SchG.Köln - 25 Ls 15/35 - vers.schw.Diebst. - 6 Mon. Gefgn. U.-Haft angerechnet. Verbüßt 9.4.36 -

Die Verurteilungen zu Nr. 1 - 3 unterliegen der beschränkten Auskunft.

Köln, den 24.7.46
(Siegel) gez.Unterschrift
Registerführer

Die Richtigkeit der Abschrift bescheinigt:
Hoch
Behördenangestellte

Köln, den 25.7.46

2) entfällt → Hinweis politisch

---

41 Jahre

MOLL, Josef geb. am 17.07.1903 in Köln

1934/35: 1 Jahr 2 Monate Zuchthaus wegen Einbruchdiebstahl

1942/43: 3 Gefängnis wegen Hehlerei

Moll war in der Zeit von 1927 bis 1942 insgesamt 9 x mit Gefängnis und 1 x mit Zuchthaus bestraft wegen Diebstahl, Hehlerei, Unterschlagung, Urkundenfälschung und Einbruch

Kriminell

---

(125)

42 Jahre alt.

STADT KÖLN Eing.: 3 MRZ 1952 Stelle für politisch Verfolgte

K r a t z Wilhelm geb. 6.1.1902 ist bestraft :

13 J 1048/19
1. 22.4.1920 - 2. Strafk.Köln - schw.Diebstahls, Urkundenfälschung i.T.m. Übertretung - 4 5 Monaten Gefgs. - verbüsst 6.2.1921 -
2. StA Köln - 6 J 2/20 - 1.3.21 - 2.Strafk. - Diebst. - 2 Mon.Gefgs.-
3. AG - 30 a D 308/21 - 1.2.22 - Sch.Ger. - Diebst. - 3 Mon.Gefgs. -
4. StA Köln - 41 J 391/21 - 15.5.22 - 5.Strafk.- 1 vers.schw.Diebst. u. 1 vollend. schw.Diebst.- 1 Jahr u. 6 Mon.Gefgs. -
5. StA Köln - 8 J 1643/20 - 31.8.21 - 5.Strafk. - schw.Diebst.- 1 Jahr Gefgs. -

Zu 2, 3, 4, 5 : Gesamtstr. in 4) lt.Beschl. d.5.Strafk. v,27.6.22 = 2 Jahre und 9 Mon.Gefgs.- verbüsst : 25.1.24 -

6. AG Köln - 31 D 769/27 - 30.1.28 - AG - Hehlerei - 1 Mon.Gefgs. - Bew.Frist 1.4.31 -
7. AG Blankenheim/Eifel - 3 C 138/28 - 3.9.28 - AG - Fahrens ohne Führerschein - 30.- RM evtl. 5 Tg.Gefgs. -
8. AG Euskirchen - 5 C 157/28 - 20.11.28 - AG - Verg.gegen § 2⁴ 24 Z.1. des Ges. ü.d.Verk.m.Kraftfahrzeugen v.3.5.09 - 40.- RM evtl. 8 Tg.Gefgs. -
9. AG Köln - 31 D 147/29 - 25.3.29 - AG - Verg. 1. Führung eines nicht zum Verkehr zugelassenen Kraftwagens, 2. Führung eines Kraftwagens ohne Führerschein.- 30.- RM erew. 6 Tg. Gefgs. - 50.- RM ev.10 Tg. Gefgs. -
10. AG Neuss - 2 C 341/29 - 6.8.29 - AG - Auto-Verg. - 75.- RM erew. 15 Tg.Gefgs. -
11. StA Neuwied - 3 J 1417/29 - 26.3.30 - Sch.G.Kirchen- schw.Diebst.- 2 Jahre 6 Mon.Zuchthaus u.5 Jahre Ehrverlust - verbüsst am 27.5.32
12. AG Köln - 31 DLs 10/35 - 15.4.35 - AG - Hausfriedensbruchs - 20.-RM oder 4 Tg. Gefgs. -
13. AG Köln - 94 Cs 48/39 - 31. 10.39 - AG - fahrl.Transportgefährdung u.Verk.Übertret.- 50.- RM Geldstrafe evtl. 10 Tg.Gefgs. -

(Siegel: Der Oberstaatsanwalt bei dem Landgericht in Köln)

Köln, den 31.7. 19
Der Registerführer

Hauptbeitrag Diebstähle u. kleinere Delikte

(127) 452

Fingerabdruck genommen*)
Fingerabdrucknahme nicht erforderlich*)
Person ist – ~~nicht~~ – festgestellt*)

Datum: 25. 10. 1944
Name: Hoegen
Amtsbezeichnung: Krim.Sekr.
Dienststelle: Staatspolizei Köln

Staatspolizeistelle Köln
Ref. IV 2 a
(Dienststelle des vernehmenden Beamten)

Brauweiler, am 25.10. 1944

~~Auf Vorladung~~ – Vorgeführt*) – erscheint
der Nachgenannte

und erklärt, zur Wahrheit ermahnt:

1. Zur Person:

1. a) Familienname, auch Beinamen (bei Frauen auch Geburtsname, ggf. Name des früheren Ehemannes) b) Vornamen (Rufnamen unterstreichen)	a) H ü p p e l e r b) Peter
2. a) Beruf: Über das Berufsverhältnis ist anzugeben, – ob Inhaber, Handwerksmeister, Geschäftsleiter oder Gehilfe, Geselle, Lehrling, Fabrikarbeiter, Handlungsgehilfe, Verkäuferin usw. – – bei Ehefrauen Beruf des Ehemannes – – bei Minderjährigen ohne Beruf der der Eltern). – bei Beamten und staatlichen Angestellten die genaueste Anschrift der Dienststelle – – bei Studierenden die Anschrift der Hochschule und das belegte Lehrfach – – bei Trägern akademischer Würden (Dipl.-Ing., Dr. D. pp.), wann und bei welcher Hochschule der Titel erworben wurde – b) Einkommensverhältnisse c) Erwerbslos?	a) Former b) -/. c) Ja, seit nein
3. Geboren	am 19.1.13 in Köln-Bickendorf Verwaltungsbezirk Köln Landgerichtsbezirk Köln Land D.R.
4. Wohnung oder letzter Aufenthalt	in Köln-Ehrenfeld Verwaltungsbezirk Köln Land D.R. Schönstein- Straße / Platz Nr. 15 Fernruf

*) Unzutreffendes streichen.

(90)

Fingerabdruck genommen*)
Fingerabdrucknahme nicht erforderlich*)
Person ist – nicht – festgestellt*)

...hnung:

...iler, am 13.10.

S t e i n b r ü c k

Hans

Seemann

...4.21 in Roslar/...
...bezirk Sangerhausen
...bezirk dto.
D.R.
Köln-Ehrenfeld
...bezirk Köln
D.R.
...instr. Straße / Platz Nr. 7 (un...

(118) 89

Den Abnehmer der Zigarren kenne ich nicht. Hierüber muss Hüppeler Auskunft geben können. Hüppeler hat den Verkauf mit Moll geregelt. Ich bekam aus dem Erlös 800.-RM.

Weitere Einbruchsdiebstähle habe ich nicht ausgeführt. Ich habe die Wahrheit gesagt.

Auf Vorhalt gebe ich allerdings noch zu, dass ich aus dem Hause Schönsteinstr. 7 20 Sack Zement und Festa dem Steinmann überlassen habe. Er liess diese Baumaterialien durch einen Lastwagen abholen. Die Baumaterialien waren nicht mein Eigentum, sondern lagerten in dem Keller, weil sie später zur Ausbauung eines Luftschutzkellers verwandt werden sollten. Ich weiss heute nicht mehr, ob Steinmann mir diese Sachen bezahlt hat. 46

Ich gebe auf Vorhalt weiter zu, dass ich gelegentlich eines Wortwechsels mit der Serve aus nächster Nähe einen Schuss abgegeben habe, womit ich dieselbe ängstlich machen wollte. Die Serve hatte mich aufgeregt, und war ich in Verbindung mit einem Malaria-Anfall stark erregt. Ich bestreite entschieden, einen Mordanschlag auf die Serve verübt haben zu wollen. Es lag mir auch fern, die Serve zu verletzen.

Auf weiteren Vorhalt gebe ich zu, dass mir ein Peter Pütz, Schönsteinstr. 13, bekannt ist. Derselbe verkehrte hin und wieder in der Wohnung der Serve. Pütz wusste, dass ich aus dem Lager geflüchtet war und unangemeldet bei der Serve lebte. Sonst hatte ich mit Pütz nichts zu tun. Ob er später von den Morden und Einbruchsdiebstählen von anderen Personen erfahren hat, weiss ich nicht. Von mir erfuhr er es nicht. So ist mir auch unbekannt, ob Pütz Waffen im Besitz hatte. Nach kurzer Zeit unserer Bekanntschaft ging Pütz zum Arbeitsdienst. (s.Bericht des KS. Kirschbaum vom 1.10.1944). 48

Auf Vorhalt gebe ich zu, dass ich durch die Cilly Serve etwa im Januar ds.Jhs. die im Hause Schönsteinstr. 7 wohnhafte Familie Spitzley kennen lernte. Ich bin während meiner Freiheit öfter in der Wohnung der Spitzley gewesen und habe mit dem Vater, Gustl.Spitzley und Änne Spitzley Karten gespielt. Gesprächsweise erfuhr ich bei diesen Gelegenheiten, dass die Gustl Spitzley politisch vorbestraft und bereits in einem Lager gewesen sei. Im übrigen war die Spitzley hinsichtlich ihrer politischen Vergangenheit äusserst vorsichtig. Sie hat mir weder etwas über ihre Straftat, politischen Lebenslauf oder Behandlung von seiten der Stapo bezw. im Lager irgend etwas erzählt. Auch ich habe der Spitzley nur wenig aus meinem Leben erzählt, wobei ich allerdings erklärte, dass ich aus dem AEL. in Köln-Deutz fortgelaufen sei und mich z.Zt. bei der Serve verborgen halte. 49

Auf

(130)

17. Orden und Ehrenzeichen? (einzeln aufführen)	keine
18. Vorbestraft? (Kurze Angabe des – der – Beschuldigten. Diese Angaben sind, soweit möglich, auf Grund der amtlichen Unterlagen zu ergänzen).	2 Mal wegen verbotenen Waffenbesitzes wegen versuchten Einbruchs

~~Zur Sache~~ Noch zur Person:

Ich habe 8 Jahre die Volksschule besucht. Im zweiten und vierten Schuljahr blieb ich wegen Krankheit sitzen.

Nach meiner Schulentlassung erlernte ich 3 Jahre das Formerhandwerk.Jch habe später in meinem Handwerk in Köln und auch in Solingen gearbeitet.

Soldat war ich nicht.Jch bin für alle Truppengattungen ausgemustert.

Im Jahre 1937 ging ich die Ehe ein. Kinder habe ich nicht.

Anfang 1932 wurde ich wegen verbotenen Waffenbesitzes mit 3 Monaten Gefängnis bestraft. Anfang 1935 wurde ich für 6 Monate in U-Haft genommen, weil ich im dringenden Verdacht der Beihilfe zum Diebstahl stand. Mangels Beweises wurde ich freigesprochen. 1935 wurde ich weiterhin wegen versuchten Einbruchsdiebstahls zu 6 Monaten Gefängnis bestraft.

Bis Januar 1943 habe ich gearbeitet. Wegen Krankheit musste ich meinen Beruf aufgeben. Ich hatte den Wunsch, als Kernmacher weiter arbeiten zu dürfen, was mir vom Arbeitsamt jedoch versagt wurde. Aus diesem Grunde habe ich bis April 1944 Schwarzarbeit gemacht. Ich habe mich in der Hauptsache bei Instandsetzung von Häusern betätigt.

Zur Sache:

Der Grund meiner Vernehmung wurde mir bekannt gemacht. Auf Vorhalt und zur Wahrheit ermahnt erkläre ich, dass ich die von mir und von meinen Komplicen begangenen Straftaten restlos bekenne. – Mit dem mir aus einer früheren Straftat her bekannten August Steinmann, genannt "Au", bekam ich im Laufe der Monate Februar-April 1944 hin und wieder zusammen. Mit Steinmann habe ich übrigens früher etwa 6 Jahre in dem Hause Schönsteinstr. 15 zusammen gewohnt. Zu

(131) 458

dieser und auch zu späterer Zeit kam ich mit Steinmann öfter in der Wirtschaft "Umscheid", Hansemann- Ecke Stammstr., zusammen, wo wir Karten spielten. Beim Kartenspiel hatte ich wiederholt verloren und schuldete ich dem Steinmann 200.-RM. Um dieses Geld zurückgeben zu können, fragte ich Steinmann beiläufig, ob nicht ein Ding zu machen sei. Derselbe erklärte sich bereit, mir eine Stelle zu zeigen, wo Butter lagere, die ich stehlen könne. Mit der Strassenbahn fuhren wir in die Gegend des Salierrings. Er zeigte mir hinter der Maschinenbauschule (B Pantaleonswall) ein Lager, wo er gute Ortskenntnisse hatte. Steinmann wollte sich an dem Einbruchsdiebstahl selbst nicht beteiligen und verlangte er vorab auch nichts von dem gestohlenen Gut.

Ich lernte nunmehr einige Tage später an dem Neubau des Steinmann, gegenüber dem Westfriedhof, den mitbeschuldigten Hans Steinbrück, genannt "Bombenhans" kennen. Nach 2 Tagen bereits fand ich bei Steinbrück Unterschlupf, da ich mich verborgen halten musste, weil der Treuhänder der Arbeit mir bereits eine Vorladung geschickt hatte. Als ich bei Steinbrück unterkam, unterbreitete ich ihm meinen Plan hinsichtlich des Einbruchsdiebstahls in dem vorbezeichneten Lager. Steinbrück gab mir seine Zusage. Bereits am dritten Tage begaben wir uns gegen 1 Uhr auf die Suche nach einem Wagen. In einer Garage in der Heliusstr. fanden wir einen umgebauten PKW., der für unsere Zwecke tauglich war. Wir drückten ein Fenster auf, stiegen in die Garage ein und machten den Wagen flott. Der Wagen war mit Benzin gefüllt. Steinbrück setzte sich ans Steuer. Die Garagentüre, die lediglich durch einen Riegel geschlossen war, öffneten wir und fuhren auf direktem Wege zu dem Butterlager. Einbruchswerkzeuge führte Steinbrück bei sich. Zu dieser Zeit hatte wir noch keine Waffen. Hinsichtlich der Waffen muss ich mich berichtigen. Ich habe bei dem Einbruchsdeibstahl eine 08-Pistole mit 2 Schuss Munition bei mir, die ich von meinem gefallenen Bruder Heinrich in Verwahr bekommen hatte. Steinbrück führte ebenfalls eine 08-Pistole mit 2 Schuss bei sich. Diese Pistole bekam er von einem Hans M ü l l e r, der häufig in der Wohnung des Steinbrück verkehrte. Ich kannte den Müller bereits aus früherer Zeit von Ansehen jedoch lernte ich ihn während meines Aufenthaltes bei Steinbrück persönlich kennen. Auf Müller komme ich später noch zu sprechen. An dem Butterlager angekommen, brachen Steinbrück und ich gemeinsam das Tor mit Brecheisen auf und gelangten so frei in das Lager, woselbst Butter in Unmenge unverschlossen da lag. Wir stahlen 3 Zentner gute Butter und 3 Zentner Margarine. Anschliessend fuhren wir mit der Beute in die Schönsteinstr. 7, wo sie in der Wohnung des

Stein-

Steinbrück bewz. im Keller abgestellt wurde. Die anwesende Cilly Serve nahm hiervon Kenntnis. Bei ihr handelt es sich um die Wohnungsinhaberin, die mit Steinbrück in einem Liebesverhältnis stand. Die Serve kannte ich beriets aus frühester Jugend her. Obwohl ich früher bereits öfter in der Wohnung der Serve war, hatte ich lediglich freundschaftliche Beziehungen zu ihr.

Auf Vorhalt gebe ich zu, dass ich 270 Pfund der gestohlenen Maragarine an mich nahm, die ich bezwl Steinbrück zu einer Else Trembeck oder Trimbeck, Klappergasse 2 oder 4, 1. Haus von der Vorderstr. aus gesehen rechts, gebracht habe. Die Trimbeck wohnt in dem genannten Haus ein möbliertes Zimmer. Dieselbe ist eine frühere Bekannte von mir. Früher hatte die T. Kontrolle (Dirne). Ich bekam das Pfund mit 25.-RM bezahlt.

Aus den restlichen 30 Pfund, die bei der Serve verblieben, verkaufte ich nochmals 10 Pfund an einen Hans R i e s e (früher Alexianerstr.) jetzt Hochstadenstr. 25). Den Riese, den ich von Ansehen her aus der "Schwarzen Börse" kannte, traf ich per Zufall an der Bahnunterführung in Ehrenfeld im Gespräch stehend mit dem mir bekannten Josef - genannt Jupp - Moll. Auf Moll komme ich später nochmals zurück. Riese bezahlte mir für die 10 Pfund 300.-RM.

Weiter habe ich durch Vermittlung des Jpp Moll 1 halben Zentner gute Butter einem gewissen "Alois", der in Begleitung eines Freundes, von dem ich weder Vor- noch Zunam-e weisst zum Preise von 700.-RM verkauft. Das Geld habe ich bis heute noch nicht, bekommen. Den Alois und seinen Freund lernte ich in dem Behelfsheim eines Bekanten des Jupp Moll - Toni Ö l p e n i c h - Kämmergasse - Ecke Grosser Griechenmarkt - kennen. Alois nahm mich seinerzeit mit in die Wohnung seines Freundes in der Gilbachstr., der die Butter bekommen sollte. Die Wohnung kann ich bezeichnen. Auf einem Treff am Ehrenfeld Gürtel händigte ich die Butter dem Alois und dem Freund aus. Hans Steinbrück hat mich hierbei unterstützt. ~~Bim~~

Weiter gebe ich zu, dass die restlichen 2 1/2 Zentner gute Butter, da sie stark war, in der Wohnung der Serve in deren Beisein gekocht worden ~~xxxx~~ sind. Diese Butter wurde restlos durch Moll und Steinbrück abgesetzt.

Auf Vorhalt gebe ich weiter zu, dass ich etwa 3 Mal je 1 - 2 Pfund dieser Butter mit zu meiner Frau nahm. Die Herkunft war meiner Frau nicht bekannt.

Der Gesamterlös der Butter aus dem Einbruchsdeibstahl betrug etwa 12 000.-RM. Dieses Geld habe ich mit Steinbrück geteilt. Hin und wieder gaben wir dem Moll für seine Bemühungen beim Ab-

satz der Butter etwas ab.

Soviel mir bekannt ist, hat Steinbrück mehrmals Butter mit dem Motorrad zu einem Hause am Westfriedhof gefahren. (Wahrscheinlich Auweiler - Steinmann). Hierüber kann ich genaue Angaben nicht machen.

Der von mir bereits vorstehend erwähnte Moll erklärte mir, als ich ihn an der Unterführung an der Venloerstr. mit Riese traf, dass er aus der Strafhaft geflüchtet sei und nunmehr keinen Unterschlupf habe. Ich versprach ihm, ihm zu helfen. Ich fragte den Hans, ob er den Moll aufnehmen wolle, wobei ich die wahren Gründe nicht verschwieg. Steinbrück war einverstanden. Als ich Moll den nächsten Tag traf, nahm ich ihn mit in das Quartier Schönsteinstr. 7.

Nach einigen Tagen, ich hielt mich damals bei meiner damaligen Freundin Gertrud S i s t i g, Sennefelderstr. 80, wohnhaft, auf, wurden von Moll, Steinbrück und Müller 2 Einbruchsdiebstähle in einer ~~kkx~~ Autoreparaturwerkstatt in der Venloerstr. ausgeführt. Soweit ich erfahren habe, wurden 2 Vergaser, Motorrad- und Autodecken gestohlen. Mit dem Absatz dieser gestohlenen Ware hat sich Moll ausschliesslich beschäftigt. Um diese Angelegenheit habe ich mich nicht gekümmert. Anteil aus dem Erlös hatte ich nicht.

Auf weiteren Vorhalt gebe ich zu, dass, nachdem Moll sich etwa 6 Tage in dem Quartier Schönsteinstr. aufhielt, wir einen geplanten Einbruchsdiebstahl in einem Lebensmittelgeschäft in Köln-Riehl ausgeführt haben. Der Tatort wurde von mir vorher ausgekundschaftet. Mitgewirkt haben an dem Einbruchsdiebstahl: Steinbrück, Moll, Müller und ich. Die Tatzeit lag etwa zwischen 2 bis 3 Uhr. Zum Transport der gestohlenen Ware wurde das Motorrad von Steinbrück benutzt, der an dasselbe einen Fahrradanhänger brachte, den er von einer Frau Heinen in Reparatur bekommen hatte. Mit Ausnahme des Moll, der sich auf einem Fahrrad zum Tatort bewegte, fuhren die übrigen mit dem Motorrad dorthin. Der an der Eingangstüre des Lebensmittelgeschäfts angebrachte Rolladen wurde von Steinbrück und mir hochgehoben. Weiter drückte ich eine notdürftig angebrachte Füllung der Eingangstüre ein. Durch diese nunmehr geschaffene Öffnung stieg ich nunmehr in das Geschäft. Ich stahl 80 Pfund Zucker, 2 Flaschen Sekt, 30 Pfund Wurst, 8 Flaschen Cognac, 7 Pak. Zigarettentabak, 8 Dosen Zigaretten, 2 Kisten Zigarren à 50 Stck, 5 kleine Kartons mit Käse, 68 Pfund Margarine, 50 Pfund gute Butter. Ob ich noch weitere Ware entwendet habe, kann ich heute nicht mehr angeben. Müller und ich schufen die Ware aus dem Geschäft und luden sie auf den Beiwagen des Motorrades. Nunmehr wurde die Beute zur Schönsteinstr. 7 gebracht.

Bei Ausführung des Einbruchsdiebstahles führten wir alle Pisto

Pistolen bei uns, die wir gegebenenfalls gebraucht hätten. Einsichtlich des Waffengebrauchs haben wir vorher keine Abmachungen getroffen.

Von dem gestohlenen Gut wurden die Butter, Margarine und der ~~Zmak~~ Zucker verkauft. Jeder der Beteiligten bekam seinen Teil, mit dem er machen konnte, was er wollte. Auf Vorhalt erkläre ich, dass ich 35 Pfund Butter bezw. Margarine der schon vorbenannten Trembeck zum Preise von 25.-RM pro Pfund verkaufte. Weiterhin bekam ich 20 Pfund Zucker. Hiervon verkaufte ich 10 Pfund an einen mir mit Vornamen "Hein" bekannten Soldaten, der mir hierfür 80.-RM bezahlte. Hein verkehrte damals in der Wirtschaft "Stoss" dem Friedhof Melaten gegenüber. Weiter hatte ich mit Hein nichts zu tun.

Die restlichen 10 Pfund Butter schenkte ich meiner Ehefrau. Die Herkunft war ihr nicht bekannt.

Ein grosser Teil der gestohlenen Ware wurde gemeinsam bei Steinbrück verzehrt.

Ich gebe auf Vorhalt weiter zu, 8 Tage später in Gemeinschaft mit Steinbrück einen Diebstahl in einem Tabakwarengeschäft - Ecke Friesenplatz und Hohenzollernring - ausgeführt zu haben. Als Transportmittel benutzten wir ein Fahrrad des Steinbrück. Ich hatte den Tatort vorher ausgekundschaftet. Auch bei diesem Diebstahl führen wir Waffen mit. Die Tatzeit lag zwischen 3 und 4 Uhr. Steinbrück und ich gingen vom Hinterhause aus an das Geschäft heran, erbrachen mittels Brecheisens 4 Türen und gelangten so in das Innere des Geschäfts. Es fielen uns nachstehend aufgeführte Sachen in die Hände, die wir wiederum in die Schönsteinstr. 7 brachten: 18 Kisten Zigarren à 50 Stck., 1 Kiste à 100 Stck., 12 Pak. Pfeifentabak à 100 gr., 30 Pak. Zigarettentabak à 50 gr. und 3 1/2 Karton Zigarettenpapier.

2 Kisten der gestohlenen Zigarren blieben in eigenem Gebrauch. Ausserdem behielten wir den Pfeifen- und Zigarettentabak sowie das Zigarettenpapier. 15 Kisten Zigarren à 50 Stck. und 1 Kiste à100 Stck. hat Jupp Moll verkauft. Den Erlös hieraus - etwa 1700.-RM - haben wir unter uns geteilt.

3 Kisten Zigarren à50 Stck. übergab ich dem Steinmann, mit dem ich diese mit den von mir entliehenen 300.-RM berechnete. Auf Vorhalt erkläre ich, dass ich mir ausser den 200.-RM, die ich bereits eingangs meiner Vernehmung angeführt hatte, ausserdem noch 300.-RM von Steinmann geliehen habe.

Ich muss in Bezug auf den Einbruchsdiebstahl in Köln-Riehl noch angeben, dass Moll hieraus 30 Pfund gute Butter und 33 Pfund Margarine verkauft und einen Erlös von pro Kopf 1200.-RM erzielt hat. Abnehmer dieser Ware kenne ich nicht.

mir mit Brecheisen gewaltsam geöffnet. Nunmehr betraten Steinbrück und ich den Hof und gingen wir an den ~~ana~~ von Moll bezeichneten Stall, in dem das Schwein untergebracht sein sollte. Dieser Stall war ebenfalls verschlossen. Steinbrück und ich brachen diese Türe gleichfalls mit einem Brecheisen auf. So gelangten wir in den Stall, wo wir Moll hinzuriefen, der das Schwein schlachten sollte. Moll und Steinbrück schlugen mit dem Hammer auf das Tier ein, konnten es jedoch nicht töten, Daraufhin schoss das Steinbrück das Schwein mit 1 Schuss tot. Inzwischen war eine Frauensperson an einem Fenster erschienen, die ihrer Aussprache gemäss eine Polin oder Russin war. Dieselbe rief fortgesetzt: "Hilfe, Hilfe!" Steinbrück und Moll wollten auf diese Frauensperson schiessen, woran ich sie gehindert habe. Ebenso hatte Debus diese Absicht, das Schiessen zuvermeiden. Trotzdem legte Moll an. Er hatte jedoch einen Versager, sodass er nicht zum Schuss kam. Steinbrück liess sich durch die Zwischenfälle nicht abhalten, das Schwein herauszuzerren. Es gelang ihm nicht, weil das Schwein zu schwer war.

Wir fuhren nunmehr im Eiltempo los. Auf der Fahrt zur Schönsteinstr. machte Debus allgemein gesehen Vorhaltungen, indem er erklärte, dass man wegen einem Schwein keinen Menschen tot schieße. Hierauf entgegnete ihm Steinbrück, dass die Sau ja nicht zu schreien brachte. Hiermit meinte er die Frauensperson. In Verbindung hiermit brüstete sich Moll, dass er auf die Frauensperson angelegt und abgedrückt habe, jedoch habe er einen Versager gehabt. Moll hat mir die Patrone gezeigt, die durch den Schlagbolzen etwas eingedrückt, jedoch nicht losgegangen war. Den LKW. liessen wir in der Oskar-Jägerstr. stehen und begaben uns zu unserem Unterschlupf Schönsteinstr. 7.

Weiter erkläre ich, dass die Beute am nächsten Tag zur Aufteilung gelangte. Es war jedem freigestellt, die Butter nach beliebiger Menge zu verkaufen. Der gesamte Erlös sollte unter meiner Aufsicht in einer Tasche der Serve gesammelt und bei restlosem Verkauf der Butter unter den Beteiligten des Einbruchsdiebstahls aufgeteilt werden. Ich nahm einen halben Zentner Butter an mich, den ich mit Unterstützung des Schütz, der bereits von mir bezeichneten Else Trembeck verkaufte. Sie bezahlte mir pro Pfund 60.-RM und bekam ich insgesamt 3000.-RM von ihr in Bar. Der Trembeck habe ich die Herkunft der Butter nicht genannt, jedoch musste sie den Umständen nach annehmen, dass die Butter aus einer strafbaren Handlung herrührte. Um den Verkauf der übrigen Butter habe ich mich nicht gekümmert. Somit kenne ich auch die einzelnen Abnehmer nicht. Ich weiss le-

Gebrauch verwandten. Ich entnahm für meinen eigenen Bedarf 30 Pfund, dagegen blieb der Rest für die übrigen Komplicen. Wieviel jeder einzelne an Butter für sich entnommen hat, kann ich nicht sagen.

Die übrigen Fässer Butter wurden in der Hauptsache von Jupp Moll verkauft. Gesprächsweise erfuhr ich von ihm, dass er Butter in dem Restaurant Bachem verkauft hat. In Verbindung hiermit zeigte er mir einmal 2 Schecks auf je 6 000.-RM und 480.-RM laufend. Insgesamt hat Moll etwa 18 Zentner Butter verkauft. Der Rest wurde durch Hüppeler an den Mann gebracht. Hüppler hatte eine Quelle in der Klappergasse. Soweit ich mich erinnere, war Hans Müller dem Hüppeler bei Belieferung dieses Kunden behilflich.

Durch meine Vermittlung wurde der von mir bereits bezeichnete "Karl" mit etwa 2 - 3 Ztn. Butter beliefert. Müller überbrachte die Butter mittels Fahrrades und Anhänger dem "Karl". Auf Vorhalt

9 gebe ich zu, dass der Karl mit Zunamen Prang heisst (s.hierzu beigefügte Anzeige des Krim.Asst. Schmeißer vom 3.10.1944). Ich glaube, dass Prang für die Butter 50.- bis 60.-RM pro Pfund bezahlt hat. Das Geld brachte Müller mit und wurde es bei mir bis zur Aufteilung in Verwahr genommen.

10 Auf Vorhalt gebe ich auch zu, dass der Serve die Angelegenheit mit der Butte von mir bekannt gemacht worden ist. Ich schenkte ihr aus dem Erlös 3 000.-RM.

Adolf ~~Arnold~~ Schütz hat ebenfalls 1 Zentner Butter zum Verkauf mit in seine elterliche Wohnung genommen. Nähere Angaben über Abnehmer pp. kann ich nicht machen. Der Erlös dieses Verkaufs wurde später verrechnet.

11 Weiter gebe ich zu, an einen Soldaten, den ich lediglich nur mit dem Vornamen "Edie" kenne und der in der Schönsteinstr. wohnhaft ist, 3 Zentner Butter geliefert zu haben. Pro Pfund bekam ich 60.-RM. Die Herkunft habe ich dem "Edie" zwar nicht mitgeteilt, jedoch musste er den Umständen nach annehmen, dass die Butter aus einer strafbaren Handlung herrührt. Die Adresse zu dem "Edie", der Kriegsversehrter und z.Zt. noch bei der Wehrmacht ist, (hat eine Beinprothese), bekam ich von Hüppeler. Sonst hatte ich mit dem "Edie" nichts zu tun. (Bei "Edie" handelt es sich nach den Ermittlungen um den Eduard Oache, Schönsteinstr. 19 oder 21 wohnhaft

Der Gesamterlös der verkauften Butter wurde bei mir gesammelt. Die Verteilung übernahm Hüppeler. Alle Beteiligten an dem Einbruchsdiebstahl, es handelt sich um 5 Personen, erhielten pro

12 Kopf 19 000.-RM. Auf Vorhalt gebe ich zu, dass das Geld während meiner Abwesenheit, jedoch im Beisein der Serve, zur Verteilung gelangte.

S. S. 14 hier kennt es ihn nicht da aber ja! Manipulation!

Hoch-

Nachdem die Verteilung des Geldes erledigt war, habe ich persönlich mit dem Jupp Moll keinerlei Verbindung mehr gehabt. Es bestand lediglich noch Verbindung zwischen Schütz und Moll. Über Schütz erfuhr ich dann auch hin und wieder, dass Moll mit einem Frauenzimmer zusammen lebte und sich als Lebemann aufspielte. Seine Wohnung erfuhr ich nicht. Ebenso vermag ich keine Auskunft darüber zu geben, inwieweit Schütz und Moll bezw. weitere Komplicen strafbare Handlungen begangen haben. !

13 Wie bereits vorstehend erwähnt, habe ich den Rheinberger in den Keller Schönsteinstr. 15 gebracht. Ich hatte dabei vergessen, anzugeben, dass Rheinberger in Begleitung eines Bartel Schink war, der gleichfalls in dem Keller Unterschlupf fand. Darüber hinaus waren Schütz und der Ostarbeiter "Mischka" in dem Keller aufhaltsam. Hinsichtlich des "Mischka" muss ich noch angeben, dass ich denselben seinerzeit im AEL. Köln-Deutz kennen lernte, wo er als Häftling untergebracht war. Seinen Zunamen kenne ich nicht. Im August 1944 traf ich Mischka durch Zufall auf der Venloerstr. Er erklärte mir, dass er bei der Eisenbahn und später bei der Milchverwertung beschäftigt gewesen sei, jedoch wäre er z.Zt. arbeitsvertragsbrüchig. Ich erzählte gleichfalls dem Mischka, dass ich aus dem AEL. Köln-Deutz geflüchtet wäre. Mischka bat mich, ihm Quartier zu besorgen. Auf Grund dessen brachte ich ihn in den Keller Schönsteinstr. 15.

14 Deckung Auf Vorhalt und zur Wahrheit ermahnt erkläre ich, dass Mischka mit mir keine stafbaren Handlungen begangen hat. Dagegen gebe ich zu, dem Mischka eine Pistole, es handelt sich um eine Armeepistole mit gefülltem Magazin, 8 Schuss waren darin, unentgeltlich überlassen zu haben. Diese Pistole hatte ich von einem mir unbekannten Soldaten in der Wirtschaft Ecke Marien- und Sömmeringstr. für 800.-RM erworben. Mischka hatte sich die Pistole von mir ausgebeten. Was er damit beginnen wollte, weiss ich nicht.

15 Ergänzend muss ich auf Vorhalt weiter angeben, dass an dem Einbruchsdiebstahl der Butter ein gewisser Hans Debus, genannt der "blonde Hans", beteiligt war, der mir durch den Mischka zugeführt wurde. Debus hat persönlich keine Butter verkauft. Aus dem Erlös bekam er gleichfalls 19 000.-RM. Debus war im Besitze einer Pistole. Die Herkunft ist mir nicht bekannt. Er hatte sie bereits, als er zu mir kam.

16 Ich gebe weiter zu, den Debus bereits aus dem AEL. in Köln-Deutz, wo auch er als Häftling untergebracht war, zu kennen. Debus ist geflüchtet. Sein Unterschlupf ist mir nicht bekannt. Debus ist äusserst raffiniert und sehr vorsichtig. Er ist in Solingen beheimatet. Angeblich lebt er mit einer Frauensperson zusammen. Nachdem Debus das Geld kassiert hatte, ist er genau wie

Moll

Auf die Sache kann ich mich heute nicht mehr genau besinnen. Auch in diesem Falle hätte ich mich an der Ausführung des Planes beteiligt.

Nochmals befragt, wer sich alles an diesen Taten hätte beteiligt, erwidere ich, dass nachstehend aufgeführte Komplicen ihre Zusage gemacht haben:

Schink, Rheinberger, Schütz, Müller, Rehbein, Bermel, Balzer und Lorent.

43 Weiter gebe ich zu, dass auf Veranlassung des Hüppeler der schon von mir genannte August Steinmann von jedem Beteiligten an dem Einbruchdiebstahl der Butter 1 000.-RM, also insgesamt 6 000.-RM abbekommen hat. Hüppeler sagte nicht, dass Steinmann den Einbruchdiebstahl durch Ortskenntnisse angebracht hatte. Die Übergabe der 6 000.-RM hatte Hüppeler übernommen und habe ich mich weiter nicht um die Angelegenheit gekümmert. Ich habe auch später weder von Steinmann noch gesprächsweise erfahren, ob Steinmann das Geld erhalten hat. Dass Hüppeler an Steinmann im Glücksspiel eine grössere Summe Geld verloren hat, ist mir nicht bekannt. Ich weiss wohl, dass Hüppeler eines Tages zu mir kam und versicherte, dass er blank sei. Er lieh sich bei mir 1 000.-RM. Im Zusammenhange hiermit sagte er mir noch, dass seine einzige Leidenschaft "Schabau und Kartenspiel" sei. Nach und nach habe ich ihm einige hundert Mark geliehen, sodass Hüppeler mir heute noch insgesamt 1500.-RM schuldet.

In meiner Wohnung haben Steinmann und Hüppeler auch einmal Karten gespielt. Ich habe mich um diese Sache nicht gekümmert und kann somit Angaben über Verlust oder Gewinn nicht machen.

Weiter gebe ich zu, dass ich von Moll, kurz nachdem derselbe den grössten Teil der Butter verkauft hatte, eine runde Blechkanne mit 25 l Benzin unentgeltlich erhielt. Moll erklärte mir bei der Übergabe des Benzins, dass er das Benzin von dem Hauptabnehmer der Butter (Stollenwerk) als besondere Entschädigung erhalten habe.

44 Auf Vorhalt gebe ich noch zu, dass wir nach dem ausgeführten Einbruch in dem Butterlager, nachdem wir das Stehlgut bereits in der Schönsteinstr. 15 b in Sicherheit gebracht hatten, mit demselben gestohlenen Lastwagen an das Restaurant "Im Bachem", Grosser Griechenmarkt, gefahren sind. Dort hatte Moll, der übrigens dem Inhaber dieses Restaurants nach eigener Angabe Butter geliefert hatte, festgestellt dass ein fettes Schwein zu stehlen war. Wir hatten bereits alle um den Tatort Aufstellung genommen. Hüppeler und Moll versuchten dann, das Tor aufzubrechen. Bei diesem Versuch blieb es, da die Hausbewohner auf uns aufmerksam wurden, die Fenster aufrissen und schrien:

"Hilfe, Polizei, Polizei !" Trotz dieser Störung erreichten wir alle noch den Wagen, den ich steuerte und fuhren wir davon. Wie bereits früher angegeben, blieb der Wagen dann in der Oskar-Jägerstr. stehen. Befragt gebe ich an, dass wir das Schwein schlachten und fressen wollten. Wir hatten also nicht die Absicht, das Schwein zu veräussern.

Einige Zeit nach dem vorgeschilderten Einbruch hatten wir die Absicht, in einem Tabakgeschäft am Gürzenich einzubrechen. In diesem Falle hatte Hüppeler an Ort und Stelle ausgekundschaftet, was zu stehlen war und wie man in den Laden hineinkam. Beteiligt waren: Hüppeler, Schütz, Debus und ich. Debus brachte zum Zwecke der Unterbringung des gestohlenen Gutes einen gestohlenen Personenkraftwagen mit, den er fuhr. Debus ist gelernter Auto-Fachmann. Zum Einbruchdiebstahl selbst kam es nicht, da in dem Tabakgeschäft Licht brannte und wir Stimmen hörten. Unverrichteter Sache fuhren wir fort. Debus hat den Wagen wieder fortgefahren. Nähere Angaben über den Autodiebstahl vermag ich nicht zu machen. Über den Verbleib des Wagens kann ich ebenfalls keine Angaben machen.

Mir ist noch bekannt geworden, dass Moll und Müller einen Einbruchsdiebstahl in eine Autoreparaturwerkstatt in der Venloerstr. ausgeführt haben. Sie stahlen hierbei einen Vergaser und eine Batterie. Diese Sachen bekam ich. Ich verwandte sie an meinem Motorrad. Die Sachen wurden auf das Fahrrad mit Anhänger geladen und zu mir gebracht.

Nachdem Müller und Moll bei mir angekommen waren, veranlasste mich Moll, nochmals mit in die Werkstatt zu fahren. Wir stahlen jetzt 2 komplette Autoräder, 3 Autodecken. Diese Sachen hat Moll an mir unbekannte Hehler verkauft. Aus dem Erlös habe ich nichts bekommen und habe ich auch nichts verlangt. Ob Müller aus dem Erlös des Stehlgutes von Moll etwas mitbekommen hat, weiß ich nicht.

45 Befragt erkläre ich, dass ich diesen letzten Einbruchsdiebstahl ausgeführt habe, als ich den Moll erst einige Tage kannte. Es war somit der erste Einbruchsdiebstahl, den ich mit ihm begangen habe.

46 Weiter gebe ich zu, dass ich, nachdem ich Hüppeler kaum kannte, auf dessen Anraten hin einen Einbruchsdiebstahl in einem Tabakwarengeschäft am Ring ausgeführt habe (Ecke Friesenplatz und Hohenzollernring). Gestohlen haben wir Zigarren, Tabak, Zigarettenpapier und Pfeifen. Die Menge kann ich nicht mehr angeben. Hüppeler hat die gesamte gestohlene Ware in einem Karton verpackt. Verkauft wurden lediglich die Zigarren. Den Tabak haben wir selbst verbracht.

Dan

Auszüge aus dem Ermittlungsbericht des Kriminal-Referats IV 2 a der Kölner GESTAPO; („Kütter-Bericht“)

„Einbrecherbande Köln-Ehrenfeld; September—Oktober 1944“. Nieder-Breunfeld, 11.3.1945

Elisabeth J., geb. 20-4-1903 (einzige Kommunistin in der Bande), zahlte dem Ostarbeiter Iwan Sawosin 1 000,-- RM dafür, daß dieser den Arbeiter Klockenberg, der ihr „lästig“ geworden war, erschießen solle. Noch am gleichen Abend „erledigte“ Sawosin Klockenberg mit 2 Kopfschüssen (1-10-1944).

Der Metallarbeiter Johann Br., geb. 22-9-1914, wurde 1933 wegen Beihilfe zu einem Raubüberfall zu 4 Jahren Gefängnis verurteilt. Die Strafe hat er auch verbüßt. Er ist nunmehr geständig, an folgenden Einbrüchen unter Ausnutzung der Verdunkelung und Mitführung von Schußwaffen beteiligt gewesen zu sein:
Im März 1944 Einbruch bei der Firma Geier. Gestohlen wurden 25 kg Butter und eine kleinere Menge Margarine.
Im April 1944 Einbruch bei der Firma Rolfes. Gestohlen wurden etwa 20 kg Butter und 12 kg Wurst.
Im August 1944 Einbruch bei der Firma Geier. Gestohlen wurden 20 kg Butter, Margarine und 25 kg Würfelzucker.
Im September 1944 Einbruch in 2 Geschäften auf der Neusser Straße in Köln-Nippes. Mittäter waren Ba., Lor. und der Mitbeschuldigte Heinrich Meu. Als die Täter von einer Frau gestört wurden, schossen sie aus ihren Pistolen auf die am Fenster stehende Frau.

Der Arbeiter Heinrich Bü., geb. 4-8-1911, beschäftigt in der Fettschmelze der Firma Diegel, ist geständig, seit 1940 wöchentlich — bis zu seiner Festnahme am 30-9-1944 — je drei Blöcke Fett zu je 2,5 kg gestohlen zu haben.

Elisabeth E., geb. 9-7-1920, war als Hehlerin für den Einbrecher Lor. tätig. Sie versteckte große Mengen gestohlener Lebensmittel in ihrer Wohnung, verkaufte u.a. 3 000 Zigaretten auf dem Schwarzen Markt.

Der Arbeiter Jakob K., geb. 5-1-1898, der bereits mehrfach und vorwiegend wegen Eigentumsdelikten vorbestraft ist, ist geständig, eine Reihe schwerer Einbrüche zusammen mit dem Mitbeschuldigten Erwin Kle. ausgeführt zu haben:

1. Schuhhaus Maß, Köln, Weyerstraße. Gestohlen wurden 30 Paar Schuhe.
2. Bekleidungsfirma Müller, Köln, Severinstraße. Gestohlen wurden Wäsche, Strümpfe und Krawatten im Werte von 2 600 RM.
3. Lebensmittelgeschäft in Köln, Brüsseler Straße. Gestohlen wurden große Mengen Öl, Eier, Wein, Käse, Butter und Mehl.
4. Lebensmittelgeschäft Wingenfeld, Köln, Severinstraße. Gestohlen wurden Butter, Margarine und Wurst im Gesamtwert von 12 000 RM.
5. Bekleidungsfirma Müller, Köln, Severinstraße. Gestohlen wurden erhebliche Mengen Textilwaren.

Bei diesen und anderen Einbrüchen führten die Täter schußbereite Pistolen 08 Kal. 9 mm mit sich.

Der Beifahrer Albert Loh., geb. 13-10-1915, kaufte von Lor. und Ba. gestohlene Waren, so z.B. 40 kg Butter und 20 kg. Margarine. Das Kilogramm Butter verkaufte er zu Preisen von 100,-- RM bis 120,-- RM; für das Kilogramm Margarine erzielte er Preise zwischen 50,-- RM und 60,-- RM.

Der Beifahrer Heinrich Me., geb. 9-5-1927, wurde 1943 wegen der Teilnahme an mehreren Einbrüchen festgenommen und 1944 zu 4 Wochen Jugendarrest verurteilt. Gemeinsam mit Lor. und Ba. beging er danach mehrere Einbrüche, so im Lebensmittelgeschäft Hof in Köln-Ehrenfeld; so auch in der Filiale der Firma Eintracht in Köln-Ehrenfeld, Ecke Subbelrather Straße. Hier stahlen sie 1 Zentner Butter, große Mengen Bonbons, Margarine und Öl. Kurze Zeit später unternahm er zusammen mit Lor., Ba. und dem Mitbeschuldigten Bru. mit einem vorher zu diesem Zweck gestohlenen LKW eines Diebesfahrt nach Köln-Nippes, wo je zwei Mann in zwei eng beieinander gelegene Geschäfte einbrachen. Erbeutet wurden 2 kg Butter, 30 Pakete Kakao, 1 Kiste Butter, Margarine und Wurst. Als eine Frau den Einbruch bemerkte und aus dem Fenster ihrer Wohnung um Hilfe rief, wurde sie von den Verbrechern mit Pistolen beschossen. Alle Teilnehmer trugen Pistolen bei sich.

Der Fuhrmann Peter Me., geb. 28-3-1902, ist ein alter Krimineller, der in den Jahren 1920 bis 1927 achtmal wegen Eigentumsdelikten mit Zuchthaus und Gefängnis gestraft wurde. Er holte das Diebesgut, das von seinem Sohn erbeutet worden und in einer Gartenlaube, die Steinbrück, Schink u.a. als Versteck diente, versteckt worden war, um es auf dem Schwarzmarkt zu verkaufen.

Der Althändler Johann Nell., geb. 28-1-1901, wurde bisher bereits drei Mal wegen Hehlerei verurteilt. Durch Bestechung der bei einer Tankstelle beschäftigten Arbeiter mit gestohlenen Zigaretten, Butter und Wurst, bezog er monatlich 1 000 kg Benzin mehr, als ihm zur Aufrechterhaltung seines Betriebes zustanden. Er tauschte dann jeweils 100 kg Benzin gegen 1 500 Zigaretten. Die Zigaretten verkaufte er zu einem Stückpreis von 0,50 RM. Bei Nell. wurden große Mengen bezugsbeschränkter Waren gefunden, die nur aus Diebstählen herrühren können.

Der Arbeiter Eduard O., geb. 3-3-1915, diente den Einbrechern St. und Hü. als Hehler. Er verkaufte größere Bestände Butter für einen Zentnerpreis von 6 500 RM.

Der Arbeiter Karl Pr., geb. 25-10-1895, war ebenfalls als Hehler der Bande tätig. Er verkaufte Butter zu einem Zentnerpreis von 7 200 RM.

Die Ehefrau Gertrud Pr., geb. 28-7-1910, stellte ihre Wohnung als Versteck von Diebesgut zur Verfügung. Sie bot dem Mitbeschuldigten Kla. Unterschlupf.

Der Maschinenschlosser Karl Theodor Qua., geb. 6-10-1909, ist geständig, an verbotenen Glücksspielen in Privatwohnungen teilgenommen zu haben, wo von den einzelnen Spielpartnern Umsätze bis zu mehreren tausend Reichsmark gemacht wurden. Wegen dieser hohen Spielsummen besteht der Verdacht, daß Qua., der mit den Mitgliedern der Einbrecherbande von Ehrenfeld in Verbindung steht, als Hehler oder Mittäter der Gruppe aktiv war.

Der Kraftfahrer Josef Ra., geb. 17-4-1914, stellte seine Wohnung für 5 RM stündlich für Glücksspiele und als Absteige zur Verfügung. Die Ehefrau Anna-Maria Schu., geb. 11-3-1898, bot dem Spediteur Krau. Unterschlupf. Sie betätigte sich als Hehlerin für die Bande. So verkaufte sie 3 500 Zigaretten, 50 Cigarren, 1 Zentner Butter.

Die Arbeiterin Cäcilie Se., geb. 17-4-1919, bot der Bande, vor allem dem Bandenführer Hans Ste., Unterschlupf. In ihrer Wohnung wurde u.a. der Einbruch in ein Butterlager von der Bande besprochen. Aus dem Butterlager wurden von dem Bandenführer Ste. und 5 seiner Bandenmitglieder 20 Fässer Butter zu je 50 kg gestohlen. Aus der Wohnung der Se. heraus wurde diese Butter vorwiegend durch Mo. und Hü. an die Hehler verkauft. Der Gesamterlös von 123 000 RM wurde von Hü. vereinnahmt und mit Wissen der Se. in ihrer Handtasche bis zur Verteilung verwahrt. Der Erlös wurde mit je 20 000 RM auf die 6 Teilnehmer an dem Einbruch verteilt. Die restlichen 3 000 RM erhielt die Se. von Hü. als Schweigegeld.

Die Witwe Gertrud Si., geb. 11-2-1920, heiratete 1939 den Stefan Si., der 1941 wegen Einbruchsdiebstahls zu 8 Jahren Zuchthaus verurteilt wurde. In den Jahren 1939 bis 1941 hatte sich dieser den Lebensunterhalt durch Glücksspiel erworben.

Ab Mitte 1944 bot die Witwe Si. dem Einbrecher Hü. über längere Zeit Unterschlupf, den sie vom gemeinsamen Glücksspiel her kannte. Hü. bezahlte die Si. dafür mit hohen Geldzuwendungen und 5 kg Butter.

Der Kraftfahrer August Stei., geb. 28-1-1913, gibt zu, regelmäßig an Glücksspielen teilgenommen zu haben und dabei an einem Nachmittag von dem Einbrecher Hü. einmal 4 000,– RM gewonnen zu haben. Er gab Hü. die Adresse obengenannten Butterlagers. Später hat er für die Ehrenfelder Bande große Mengen gestohlener Waren auf dem Schwarzmarkt verkauft, u.a. 3 Kisten mit 150 Cigarren, Butter, Margarine, Wurst usw.

Der Kaufmann Max Stoll., geb. 26-10-1903, war als Hehler für die Bande tätig. Er verkaufte u.a. 4 Zentner Butter, die er selbst aus dem Unterschlupf der Bande in der Schönsteinstraße abholte. Später brachte der Mitbeschuldigte Mo. ihm weitere 4 Fässer Butter. Für Mo. verkaufte Stoll. 1 500 Cigarren. Als die Bande den großen Butterdiebstahl durchgeführt hatte, suchte Mo. Stoll. wieder auf. Stoll. sagte ihm die Abnahme weiterer Butter zu und holte am Abend des nächsten Tages 4 Fässer Butter zum Preis von 6 000 RM je Zentner mit seinem PKW in der Schönsteinstraße ab. (...) Stoll. ist der feige Typ des Kriegsschiebers.

Die Ehefrau Christine Wo., geb. 11-12-1910, war als Hehlerin der Bande tätig. Sie verkaufte gestohlene Kleiderstoffe,, Butter u.a. Die ... bei den Festnahmen und Durchsuchungen der Wohnungen der Eheleute Lambert J., Mathias Kla. und im Ostarbeiterlager der Firma Schrotthandel Kle. vorgefundenen und aus strafbaren Handlungen stammenden Gegenstände wurden am 5-2-1945 gegen Quittung (Bl. 882 d.A.) gesammelt der Staatlichen Kriminalpolizei, Kriminalpolizeileitstelle Köln, übergeben, um sie nach Möglichkeit den rechtmäßigen Besitzern wieder zuzustellen.



Diese Bande banaler Krimineller wollen uns die linken Historiker als Widerstandsgruppe verkaufen. Den Kommunisten ist diese Sache so schmutzig, daß sie, die doch sonst so wild darauf sind, ,,Widerstand", wo dies auch immer nur möglich ist, für sich in Anspruch zu nehmen, sich hier nicht die Hände schmutzig machen wollen.
Die GESTAPO bezeichnete im Niedergang des Dritten Reiches wohl auch jeden jugendlichen Kriminellen als ,,Edelweiß-Piraten". Es ist anzunehmen, daß sie damit den einzigen Widerstand, den sie niemals brechen konnte, den der illegalen Bündischen Jugend, kriminalisieren und damit diskreditieren wollte. Gleich ihr tun es die linken Historiker, die — wider besseres Wissen — die Einbrecherbande von Köln-Ehrenfeld als ,,Edelweiß-Piraten" bezeichnen. Sie tun das da, wo sie Theaterstücke ,,wissenschaftlich" begleiten; wo sie kriminell gewordene HJ-Mitglieder dazu anhalten, sich heute als illegale Bündische aufzutürken; da, wo sie Beweisstücke politisch ,,sinnstiftend", d.h. sinnentfremdend benutzen und damit dann eigentlich zu Elementen von Geschichtsfälschung machen.
Die Jugendlichen, die 1944 zur Verbrecherbande von Köln-Ehrenfeld stießen, waren nicht nur proletarische Eckensteher und kleine, miese Gelegenheitsdiebe, die — unter der Anleitung alter, gewiefter Krimineller — zu Räubern und Mördern wurden. Sie waren zugleich auch — und das ist ein politisches Fakt (!) — Mitglieder der Kölner Hitlerjugend, denen der HJ-Bann 53, noch als sie schon im Untersuchungsgefängnis Brauweiler saßen, bescheinigte, daß sie ,,ihren Dienst in der Hitlerjugend vorbildlich versahen und nie Anlaß zur Klage gaben" (Aktenlage). Interessant ist, daß ein marginales Mitglied der Gang, dem in Jerusalem die ,,Medaille der Gerechten der Völker" verliehen wurde, in der Werks-Flieger-HJ des Reichsbahnausbesserungswerkes Köln-Nippes Untergebener des Führers dieser HJ-Einheit war, dem ebenfalls später, wahrscheinlich über dieselben Beziehungen, jene Medaille (für eine angebliche Errettung von Juden) verliehen wurde. Wegen Geschichtsverfälschung und falscher Aussagen vor Gericht gestellt, mußte dieser Mensch im Juli 1987 zugeben, daß die ,,Judenerrettung" erstunken und erlogen war; die ,,Medaille der Gerechten" wolle er dieserhalb denn auch ... ,,zurückgeben"!

Ein weiteres politisches Fakt ist es, daß zur Verbrecherbande von Ehrenfeld mindestens eine Kommunistin gehörte, wenn diese sich auch als Mordanstifterin, Diebin und Hehlerin ,,disqualifizierte". Eine Kommunistin unter 138 Einbrechern, Glücksspielern, Räubern, Hehlern, Mördern, Zuhältern und Huren, die in der Masse ,,gänzlich unpolitisch waren", wie die verfolgungssüchtige GESTAPO ihnen attestierte, die sonst doch jeden scheelen Blick als Anschlag auf Partei und Staat ausmachte!
,,Und wäre nur ein Gerechter unter diesen ——"
Warum denn nennt man die ,,Einbrecher- und Terrorbande Köln-Ehrenfeld", wie die GESTAPO die banale Kriminellenclique titulierte, nicht die ,,antinationalsozialistische Hitlerjugendfront" oder ,,Hitlerjugend-Judenerrettungs-Einheit" oder ,,Kommunistische Widerstandsbewegung von Köln"?!
Wäre das pietätlos? Oder wäre es falsch? Und kriminalisierte man damit den ,,normalen" ,,deutschen Widerstand"? Den es gegeben hat? Im Arbeiterwohnviertel Köln-Ehrenfeld? Oder doch so nicht gegeben hat? Nicht gegeben hat! ——

Das gänze Elend der gegenwärtigen deutschen Geschichtsschreibung zeigt sich in der Flut überstürzt herausgebrachter Veröffentlichungen, die sehr oft einer späteren wissenschaftlichen Überprüfung nicht standhalten. Dies gilt vor allem für die Werke sich hitzig engagierender — zumeist jüngerer — Historiker.
Die nationalsozialistische Diktatur wurde von den Siegern beseitigt; ihre materiellen und geistigen Voraussetzungen sind entfallen. Es wird immer schwieriger werden, den real existierenden Faschismus, vor allem aber: das nahezu totale Ausbleiben antifaschistischen Widerstandes zu verstehen.
Psychologisch als ,,Reinwaschung" ihrer selbst oder der ,,Klasse", der anzugehören sie glauben oder wünschen, sind all jene Bemühungen jüngerer Historiker zu verstehen, dem widerstandslosen Untergang der politischen Parteien der 1. Republik einen —— heute verstehbaren —— Sinn zuzuschreiben bzw. ,,Widerstand", wo das nur irgendwie als möglich erscheint, zu konstruieren; und sei dies noch so abstrus. Solcherart Geschichts,,lifting" verstößt immer gegen Anstand und Vernunft.
Das läßt sich an der Köln-Ehrenfelder Verbrechergeschichte am deutlichsten belegen. Wo immer auch wer die Kölner Lügengeschichte übernahm, übernahm er zugleich Fotofälschungen und Dokumentenschwindel.
Historiker und Verlage unterschiedlichster Qualität und Reputanz beteiligten sich an solcherart ,,Bewältigung der Vergangenheit". Ihnen allen ist zumindest Leichtgläubigkeit, aber auch eine unglaubliche Leichtsinnigkeit im Umgang mit der Geschichte vorzuwerfen. Sie haben mitgeholfen, die ,,wirkliche" Geschichte des Nationalsozialismus in Zweifel zu ziehen. Darin wurden sie von einer ausländischen Organisation unterstützt, der es eigentlich besonders darauf ankommen müßte, die Geschichte des Krieges, des Widerstandes und des Untergangs der Völker frei von allen Zweifeln zu halten. ——
Wir zeigen eine kleine Auswahl von Werken, die Teile der falschen Geschichtsschreibung von Köln-Ehrenfeld beinhalten.

Bonn, 5. April 1984
Nr. 15 – 2,50 DM
Redaktion und Verlag:

Vorwärts

Z 6992 C



des Nationalsozialismus und seiner Folgeerscheinungen" gefordert. Es sollte dort seinen | durch ihre politische Unbekümmertheit. Da geht man zurück zu barocker Parkgestal- | doch alles weitere noch offen. Ebenso ungeklärt ist bis heute, trotz monatelanger | Der Bundeskanzler hat bei seinem Israel-Besuch die Linie vorgegeben. Bei Kriegsende | Entscheidung, die weitreichende Folgen für die politische Kultur des Landes hat.

Vergangenheitsbewältigung

Der lange verleugnete Widerstand

Die „Edelweißpiraten" – verkannt, am liebsten vergessen. Von Matthias von Hellfeld

Was man vergißt oder gar nicht erst zur Kenntnis nimmt, bewältigt sich am leichtesten. Nach diesem Motto scheint vor allem die Verarbeitung der deutschen „braunen" Vergangenheit vonstatten zu gehen. Während Israel die unter dem Namen „Edelweißpiraten" bekannten Widerstandskämpfer auszeichnete, werden deren Haltungen und Handlungen im eigenen Land mancherorts noch als kriminell verdächtigt.

Am 13. März 1984 wurden drei deutsche Widerstandskämpfer mit dem höchsten Orden, der vom Staat Israel an Ausländer verliehen werden kann, geehrt. Jean Jülich, Karoline Banten und Wolfgang Schwarz nahmen die Medaillen entgegen, die – so der Leiter von Yad Washem, einer Erinnerungs- und Mahnstätte des Holocaust in Jerusalem – den Dank des jüdischen Volkes Menschen gegenüber ausdrückt, von denen es im Dritten Reich zu wenig gab.

Die *Edelweißpiraten*, die in der Bundesrepublik offiziell als kriminell gelten, versteckten fünf Juden vor der Gestapo, bis sie selbst verhaftet und einige von ihnen öffentlich exekutiert wurden. Zudem unterstützten sie politisch Verfolgte und Zwangsarbeiter, verübten Sabotageanschläge auf militärische Einrichtungen und töteten den NS-Ortsgruppenleiter in Köln-Ehrenfeld.

Die Gestapo sah in ihnen eine „staatsgefährdende Erscheinung" und ließ einige von ihnen auf persönlichen Befehl des Reichsführers der SS, Heinrich Himmler, vor den Augen einer schaulustigen Menge im November 1944 hinrichten. Obwohl inzwischen zweifelsfrei nachgewiesen ist, daß diese Jugendlichen Widerstand gegen den Nationalsozialismus geleistet haben, sind sie bis heute vom Kölner Regierungspräsidenten Dr. F. J. Antwerpes (SPD) nicht rehabilitiert worden.

Es ist ein Skandal, daß aus der Umgebung des RP und aus der Lokalredaktion einer Kölner Zeitung Vermutungen laut wurden, in Jerusalem seien nicht Widerstandskämpfer, sondern Kriminelle geehrt worden. Dies bekommt einen pikanten Hintergrund, wenn man bedenkt, daß die Stadt Köln durch die Umbenennung der Hütten- in Bartholomäus-Schink-Straße und durch die Finanzierung einer würdigen Gedenkstätte am Ort der Hinrichtung die politische Anerkennung längst vollzogen hat. Und mit ihr weite Teile der SPD und nicht zuletzt der damalige sozial-liberale Innenminister Gerhard Baum.



Hier wird deutlich, welche katastrophalen Mängel die Vergangenheitsbewältigung in Deutschland aufweist. Denn während der *20. Juli* oder die *Weiße Rose* jedes Jahr auf Händen getragen werden, wird der antifaschistische Widerstand der *Edelweißpiraten*, nicht nur in Köln, ignoriert oder schlimmer noch kriminalisiert. Angesichts von steigenden neonazistischen Aktivitäten in der Bundesrepublik ist die Verleugnung dieser massenhaften Auflehnung gegen das Unrechtssystem doppelt schlimm.

Einige Wochen nach dem Kanzlerbesuch in Israel hatte die Verleihung der Medaille „Gerechte der Völker" aber auch eine andere Bedeutung, als nur ein Schlaglicht auf die bundesrepublikanische Vergangenheitsbewältigung zu werfen. Es war für die deutschen Gäste wichtig, den Israelis klar zu machen, daß keineswegs alle Deutschen der Meinung sind, nunmehr könne man zu Israel „normale"



Beziehungen wie etwa zur Schweiz haben. Diese Kanzleräußerung hat viele Israelis in Angst versetzt, denn durch die gemeinsame Geschichte der beiden Länder wird es keine „normalen" Beziehungen geben können, es sei denn, man leugnet die Geschichte. Auch reicht es nicht aus, zu sagen „ich war fünfzehn bei Kriegsende", wie es der Kanzler – diesmal todernst – vor der Knesset tat.

Natürlich ist die überwiegende Zahl der Deutschen zu jung, um „schuldig" zu sein. Trotzdem haben sie die historische Verantwortung mit zu tragen, die sich aus dem Holocaust ergibt.

Dies mag jeder tun, wie und wo er kann. Für Sozialdemokraten muß das konkret heißen, den Anfängen zu wehren. Es gehört dazu, sich dem Prozeß der massiven Einschränkung demokratischer Grundrechte entgegenzustellen. Vor allem aber darf es keine Zustimmung der SPD zu Waffenlieferungen in den Nahen Osten geben. Auch dann nicht, wenn der Bundeskanzler der Auffassung ist, daß diese Waffen ja nur „defensiver Natur" seien. Jeder, der sich in Israel mit politisch Interessierten unterhält, wird merken, mit welch unglaublicher Leichtfertigkeit hier die deutsch-israelischen Beziehungen aufs Spiel gesetzt werden.

Es ist an der Zeit, die Urteile des Volksgerichtshofs, der Sondergerichte und die terroristischen Maßnahmen von Gestapo und SS für nichtig zu erklären und die Opfer zu rehabilitieren. Auch in Israel ist man verbittert darüber, daß einerseits NS-Verbrecher nicht oder kaum belangt und andererseits Widerstandskämpfer ignoriert werden.

Nicht nur um des Verhältnisses zu Israel willen, sondern auch um unsere eigene Geschichte korrekt darzustellen und zu „bewältigen", müssen politische Maßnahmen ergriffen werden, die diesen Mißstand beheben. Das sollten auch die konservativen Kräfte in diesem Land einsehen können.

Reinhold Billstein (Hrsg.)
Das andere Köln
Demokratische Traditionen



Kleine Bibliothek
Pahl-Rugenstein

Stefan Krolle
"BÜNDISCHE UMTRIEBE"

Geschichte der Jugend Bd.10
Lit

Irene Hübner
UNSER WIDERSTAND
Deutsche Frauen und Männer berichten über ihren Kampf gegen die Nazis



RÖDERBERG VERLAG

KR 5.6.88 (Ü)ytg 23.6.88

Eigennutz oder Widerstand?

Diskussion über „Edelweiß"-Denkmal

VON GÜNTER SCHUSTER

Waren Bartholomäus Schink und andere Edelweißpiraten, die am 10. November 1944 in Ehrenfeld ohne Gerichtsurteil gehängt wurden, Widerstandskämpfer gegen das NS-Regime? Nicht nur der Landes-Innenminister beschäftigte sich jetzt mit diesem Thema, auch in der Bezirksvertretung Ehrenfeld wurde diese Frage wieder aufgeworfen. Die SPD-Fraktion beantragte, den Ideenwettbewerb für eine neue Gedenkstätte der Edelweißpiraten an der Ecke Venloer Straße/ Schönsteinstraße finanziell zu unterstützen.

Erst jüngst habe der Staat Israel, den man als objektiv bezeichnen müsse, ehemaligen Edelweißpiraten hohe Ehrungen zuteil werden lassen, führte SPD-Bezirksvertreter Klaus Mette an. Nun wolle die Kölner Initiative „Edelweißpiraten als Antifaschisten" an der Hinrichtungsstätte ein würdiges Denkmal errichten. Aus den Mitteln zur Förderung der Laienkunst sollten dafür 1000 Mark bereitgestellt werden.

Wie schon vor drei Jahren, als die SPD die Umbenennung eines Teilstücks der Hüttenstraße in Bartholomäus-Schink-Straße durchsetzte, erhob die CDU-Fraktion nun wied[...]

„Hier wurden ... 11 Bürger der UdSSR und Polens und am 10.11.1944 13 Ehrenfelder Edelweißpiraten und andere Widerstandskämpfer gegen das NS-Regime ... ohne Gerichtsurteil erhängt."

Damit, so gab CDU-Fraktionsvorsitzender Klaus Ulonska zu bedenken, würden die Edelweißpiraten eindeutig als Widerstandskämpfer anerkannt. Eine solche Anerkennung aber hätten die beiden Regierungspräsidenten Heidecke und Antwerpes, die beide der SPD angehören, Bartholomäus Schink und den anderen Edelweißpiraten versagt. „Für uns ist immer noch der Regierungspräsident in dieser Angelegenheit maßgebend und nicht der Staat Israel", meinte Ulonska. SPD-Fraktionschef Walter Kluth dagegen verglich die Edelweißpiraten mit der „Weißen Rose", nur hätten Bartholomäus Schink und seine Freunde auf lokaler Ebene ihren Widerstandskampf betrieben.

Sebastian Strobl (CDU) erklärte, die Bezirksvertretung dürfe nicht zum Tribunal werden für die Entscheidung, ob die Edelweißpiraten Widerstandskämpfer seien oder nicht. Damit sei dieses Parlament einfach überfor[de]rt. Bei der Abstimmung [se]tzte sich die SPD (10 Sitze) [ge]gen die CDU (8 Sitze) durch [(si]ehe auch **Politik Seite 3**).

Mittwoch, 2. Dezember 1987

Bewaffneter Widerstand in Köln

Bürger gehörten zum Verschwörerkreis – Zwölfstündiges Feuergefecht

Von Heinrich Bilstein

Der 40. Jahrestag des Attentats auf Adolf Hitler bietet vielfältigen Anlaß, den Widerstand gegen das Naziregime aufzuarbeiten. Bekannte Fakten werden ins Gedächtnis zurückgerufen und neue bekannt. So berichtet der Historiker Heinz Boberach, daß Köln die einzige Stadt war, in der 1944 bewaffneter Widerstand geleistet worden ist.

Boberach nennt als Höhepunkt der bewaffneten Kämpfe zwischen Kölner Widerstandskämpfern und Polizei ein zwölfstündiges Feuergefecht am Großen Griechenmarkt. Eine bewaffnete Gruppe hatte sich dort in den Kellern zerstörter Häuser mit Maschinenpistolen und Handgranaten verschanzt. Erst nachdem die Trümmerkeller gesprengt wurden, konnten die Widerständler überwältigt werden. Sieben Mitglieder der Gruppe kamen ums Leben.

Die Widerstandskämpfer konnten auch Erfolge verbuchen. So gelang es einer Gruppe, die sich am Thürmchenswall verschanzt hatte, eine Polizeikette zu durchbrechen und sich im unübersichtlichen Trümmergelände der Kölner Innenstadt zu verbergen. Allein in zwei Wochen im Dezember 1944 meldete die Polizei sieben Feuergefechte, die laut Boberach wie Partisanenkämpfe der Resistance geführt wurden.

Beteiligt waren an den Kämpfen Edelweißpiraten, desertierte Soldaten, entflohene ausländische Zwangsarbeiter und politisch Verfolgte sowie die Widerstandsorganisation „Nationalkomitee Freies Deutschland"

und Anschlägen in Köln fünf politische Leiter, darunter der NSDAP-Ortsgruppenleiter Soentgen und der Kölner Gestapo-Chef Dr. Hoffmann sowie ein SA-Mann, ein HJ-Führer und sechs Polizeibeamte ums Leben gekommen. Die Gestapo stellte im Januar 1944 fest, daß es sich bei diesen Aktionen nicht um „Erscheinungen kriegsbedingter Art, sondern um planmäßig organisierte, zweckbestimmte Aktionen ganz bestimmter Gegenkreise" handele.

Auch von den Widerstandskämpfern des 20. Juli gab es eine direkte Verbindung nach Köln. Zu den Verschwörern gehörten hier ansässige führende Vertreter der Katholischen Arbeiterbewegung, wie Bernhard Letterhaus, Prälat Otto Müller und Nikolaus Groß. Alle drei waren [...]

Seite 20 General-Anzeiger BONN 9.3.

HIER WURDEN AM 25. OKTOBER 1944 11 BÜRGER DER SOZIALISTISCHEN SOWJETREPUBLIKEN UND DER REPUBLIK POLEN + AM 10. NOVEMBER 13 KÖLNER JUNGEN AUS EHRENFELD DURCH GESTAPO UND SS OHNE GERICHTSURTEIL ÖFFENTLICH ERHÄNGT

Kölner Gedenktafel für die von den Nazis getöteten Edelweißpiraten: „Zum Widerstand gehört mehr."

Wir sprachen mit

Jean Jülich

Gefühlsmäßiger Widerstand

Als sich Jean Jülich am Samstag morgen auf dem Podium beim Symposium über die Weiße Rose und die Edelweißpiraten im Rahmen des Club-Voltaire-Festivals im zweiten Satz vorstellte: „Ich komme aus Köln", erntete er den größten Lach[erfolg] der Veranstaltung. Niemand [h]atte etwas anderes erwartet [...]stens dieser, in reinstem [...]artikulierte Satz machte sel[...]halt eigentlich überflüssig. [Jü]lich, Jahrgang 1929, ist heu[te] in Köln und als typischer [...]er dieses Berufsstandes sei[ner He]imatstadt bereits in einer [...]ng des Deutschlandfunks [...]eten. In Tübingen war er [a]ls ehemaliges Mitglied der [Edelwe]ißpiraten, eine jugendliche [Wider]standsgruppe im Dritten [...]

[...]es Vater wurde 1935 von der [Gesta]po verhaftet und wegen Vor[bereit]ung zum Hochverrat zu zehn [Jahren] Zuchthaus verurteilt. Die [Fami]lie Eltern wurde getrennt, er [kam zu]nächst ins Waisenhaus und [s]päter bei seiner Großmutter. [...]ie Frage, wie man eigentlich [Mitgl]ied bei den Edelweißpiraten [wurde]s, sagt Jülich: „Das passierte [...]leger. Ich trieb mich als 13jäh[riger] herum, und da saßen zwanzig [Juge]ndliche in einer Gartenwirt[schaf]t, die zwanglos Lieder san[gen]. Denen habe er sich ange[schlo]ssen, weil es dort anders zuge[gang]en sei als in der Hitlerjugend, [ohn]e Strammstehen und Uniform. [Es] war eine reine Gefühlssache bei [...]

[In] Köln habe es insgesamt etwa [...] Edelweißpiratengruppen ge[gebe]n. Sie seien oft von der Hitlerju[gend] kontrolliert worden, „die ha[tten] extra Kontrolldienste für uns [...]abt". Dabei sei es dann, so Jülich [...]er, immer wieder zu Schlägereien gekommen, weil sie sich die Kon[trol]len nicht gefallen ließen. „Ein[mal] habe ich dann bei der Eisen[bah]n, bei der ich Schlosserlehrling [war], vor versammelter Mannschaft [ei]ne Epistel gehalten bekommen", [erzä]hlt er und fährt sich dabei mit [der] Hand durch die glatt nach hin[ten] gekämmten Haare.

„Natürlich war das, was wir ge[ma]cht haben, politischer Wider[sta]nd, nur wir wußten es nicht", sagt der Kölner zu den Aktionen der Edelweißpiraten. Sie seien zunächst mit ihren bunten Hemden einfach als lebende Litfaßsäulen herumgelaufen. Man habe das Gefühl gehabt, daß die Nazis unrecht hatten. Außerdem seien die Rheinländer zu lasch für den Nationalsozialis[mus] gewesen, eher französisch [ange]haucht. „Überall ‚Heil Hitler' [...] das ging die ganze Zeit nur [...] und runter mit dem Arm, da fr[agte] man sich, ‚wofür das?'"

Von der berühmten Edelweißp[ira]tengruppe aus Köln-Ehrenfels, [die] Juden versteckte und auch Waf[fen] besaß, seien sie damals stark bee[in]druckt gewesen. Jülichs Gruppe [ha]be einmal einen Sprengapparat [ge]funden und ihn zu dieser Grup[pe] gebracht. „Die wollten dann m[it] Blindgängern, die überall herumla[gen], einen Gestapo-Stützpunkt [in] die Luft sprengen, sind aber leid[er] vorher aufgerieben worden." Im Zu[sam]menhang mit der Verhaftun[g] der Ehrenfelder wurde auch Jülich im Oktober 1944 festgenommen. Vier Gestapo-Leute führten den 15jährigen mit gezogenen Waffen ab. Nach vier Monaten Einzelhaft sei er dann von Gefängnis zu Gefängnis gebracht worden, bis ihn schließlich die Amerikaner befreiten. „Das war ein unbeschreibliches Gefühl, das man nur begreifen kann, wenn man das alles erlebt hat."

Zur Absicht des Club-Voltaire-Festivals, den Widerstand im Faschismus mit dem heutigen der Friedensbewegung zu verbinden, äußert sich Jülich kritisch: „Das sind zwei Paar Schuhe, die Parallele müßte gehäkelt werden." Die Friedensbewegung sei zwar eine gute Sache und jeder hüben wie drüben solle sich dort engagieren, aber die Gruppe der Krawallmacher und Berufsdemonstranten sei kriminell – das ist seine Position zu der Frage, welcher Widerstand kriminell ist und welcher nicht. Er selbst geht nicht demonstrieren, „ich bin Kneipier, hänge in meinem Laden drin, ich habe dazu keine Zeit".

Jean Jülich erhielt für seine Verdienste in der Zeit des Dritten Reichs im März von der israelischen Regierung die Yad Vashem-Medaille. „Die Feier in der Gedenkstätte für die Opfer des Faschismus in Jerusalem ging unter die Haut", berichtet er noch heute beeindruckt. Außerdem durfte er in der Allee der Gerechten auf dem Herzlberg einen Baum mit seinem Namen pflanzen. „Wenn man da rein kommt", so Jülich dazu, „dann ist man wirklich sauber. Die sind da schon sehr genau und prüfen einen auf Herz und Nieren" fe/Bild: [...]

Untersuchung über Kölner Edelweißpiraten

Die vom Landesinnenminister Schnoor veranlaßte Untersuchung über die Rolle der Kölner Edelweißpiraten liegt, wie das Ministerium dem „Kölner Stadt-Anzeiger" gestern bestätigte, „in wesentlichen Teilen" vor. Die „Arbeit werde nun vom Minister geprüft, der danach entscheiden werde, „wie sie an die Öffentlichkeit gegeben wird".

Inoffiziell wurde bekannt, die von dem Historiker Professor Hüttenberger geleitete Arbeitsgruppe komme zu dem Schluß, daß die Kölner Edelweißpiraten zahlreiche kriminelle Handlungen begangen haben und nicht in erster Linie eine Widerstandsgruppe gewesen sind. Zu dieser Auffassung waren vorher Gerichte sowie Fachleute des Kölner Regierungspräsidenten (sowohl unter dem Behördenchef Heidecke als auch unter dessen Nachfolger Antwerpes) gekommen. Um die Frage der Anerkennung als Widerstandskämpfer hatte es häufig heftige Auseinandersetzungen gegeben.

Späte Anerkennung für „Edelweißpiraten"

Köln. (AP) Anfang kommender Woche werden die Kölner „Edelweißpiraten" mit der Verleihung der „Medaille der Gerechten" in Jerusalem mit einer der höchsten israelischen Ehrungen ausgezeichnet. „Für ihre Menschlichkeit und ihren Mut, Juden vor dem Holocaust zu retten", heißt es in der Begründung von Moshe Bejski, dem Direktor der „Kommission zur Ehrung der Gerechten" beim Yad Vashem, dem israelischen Institut zur Erforschung des Holocaust. Heute fliegen zwei Mitglieder der damaligen jugendlichen Widerständler nach Israel. Der heute 55jährige Gastwirt Jean Jülich wird gemeinsam mit [C]aroline Banten, der Schwester eines der [19]44 von der Gestapo hingerichteten „Edelweißpiraten", die Medaille entgegennehmen [un]d am Herzlberg in einer Feierstunde einen [Fri]edensbaum pflanzen. Es ist auch eine [spä]te Ehrung für den bis vor kurzem noch [...]ihin unbekannten Widerstand von Jugendlichen gegen das Nazi-Regime.

S.D.Z. Mittwoch, 1. Februar 198[...]

Aktuelles Lexikon

Edelweißpiraten

In Köln ist der Diplomat und frühere deutsche Botschafter Ernst-Michael Jovy, der am 19. Januar 1984 in Rom mit 63 Jahren starb, beerdigt worden. Er war als junger Mensch aktiv am Widerstand gegen das Nazi-Regime beteiligt, war verhaftet und in das berüchtigte Strafbataillon 999 gesteckt worden. 1983 war er mit einem jüdischen Orden geehrt worden, weil er Juden vor dem Tode gerettet hatte. Jovy hatte auch Kontakt mit einer Widerstandsgruppe Kölner Jugendlicher, den *Edelweißpiraten*. Diese jungen Menschen hatten sich zunächst zusammengefunden aus Ablehnung gegen die Bevormundung durch Jungvolk und Hitlerjugend. Als Erkennungszeichen trugen sie unter dem Rockaufschlag ein Edelweiß. Aus jugendlichem Aufbegehren gegen bestehende Hierarchien wurde aktiver Widerstand. Sie überfielen HJ-Streifen, halfen Ostarbeitern und begingen auch Sabotageakte. Nach der Katastrophe von Stalingrad kamen Kontakte zu Widerstandsgruppen Erwachsener zustande. Im Herbst 1943 wurden in Köln Mitglieder einer solchen Gruppe verhaftet, unter ihnen auch Edelweißpiraten. Am 10. November 1944 wurden ohne Gerichtsverfahren auf provisorisch errichteten Galgen in der Hüttenstraße in Köln-Ehrenfeld 13 von ihnen öffentlich gehängt, darunter auch erst 16jährige. Offiziell wurden sie als Mitglieder einer „kriminellen Bande" gebrandmarkt. Auch in anderen Städten gab es solche Jugendgruppen; sie nannten sich „Essener Stenze", „Leipziger Meuten", „Navajos". In München gab es eine „Edelweiß-Blas'n". In vielen dieser Gruppen wurde aus der jugendlichen Auflehnung gegen das bestehende System, die sich zunächst im Tragen langer Haare äußerte („Henker" hieß der Schnitt), politischer Widerstand. Das Schicksal der Kölner Gruppe ist in einer im Oktober 1980 in Köln aufgeführten Collage „Edelweißpiraten sind treu" dargestellt worden. bs

Rechte Wünsche

„IN den meisten anderen Ländern wäre er vor ein Kriegsgericht gestellt und wahrscheinlich hingerichtet worden", mit diesem eindeutigen Wunsch kommentiert die „Nationalzeitung" (18. 12.) des Dr. Frey die Auszeichnung des bundesrepublikanischen Botschafters in Italien, Michael Jovy (63), mit der israelischen „Medaille der Gerechten". Der Diplomat – einer der wenigen Deutschen, der diese hochangesehene Ehrung bekam – war im 2. Weltkrieg aus dem „Bewährungsbataillon" 999 desertiert und hatte in der Illegalität Kontakte zur antifaschistischen Kölner Jugendgruppe „Die Edelweißpiraten". Als Gegenbeispiel für „Das andere Deutschland" propagiert das rechtsradikale Blatt den Stuka-Oberst Hans-Ulrich Rudel, Hitlers liebsten Panzerjäger.

DVZ 23.12.83

QUER DURCH KÖLN

Nun soll Mathias Nießen vor Gericht — Zweifel an seiner Hilfe für jüdischen Arzt Dr. Grüneberg

Zu Unrecht als Gerechter gefeiert?

Lebensgefährtin mitangeklagt — Aufenthalt unbekannt

Von Hans R. Queiser

Am morgigen Dienstag soll vor einem Schöffengericht ein Prozeß beginnen, in dem der ehemalige Ratsherr („Bürgermeister von Nippes") Mathias Nießen (63) und seine Freundin Marlene Grünewald wegen uneidlicher Falschaussage angeklagt sind. Ihnen wird vorgeworfen, vor Gericht die Unwahrheit gesagt zu haben. Es geht dabei um Nießens Äußerung, er habe gemeinsam mit seinem Vater im Herbst 1943 den jüdischen Arzt Dr. Albert Grüneberg und dessen Ehefrau Philomene aus einem „Auffanglager" befreit und damit vor Konzentrationslager und Ermordung gerettet.

Die Staatsanwaltschaft glaubt sich im Besitz ausreichender Beweise dafür, daß die mutige Rettungstat nicht von Mathias Nießen vollbracht wurde (denn der Staat Israel dafür die Yad-Vashem-Medaille und den Ehrentitel „Gerechter der Völker" zuerkannte), sondern von anderen Kölner Bürgern. … mußte sich von Nebenklage-Anwalt Arntzinger-Bolten vorhalten lassen, er habe sich 1981 vom israelischen Botschafter Ben Ari auch dafür ehren lassen, daß er das in Worringen gefährdete Ehepaar Grüneberg nach Nippes einquartiert habe … Nießen erhielt die Auszeichnung auf Grund von Angaben der Grüneberg-Schwiegertochter Marlene.

Objektive Zweifel an Nießens Darstellung ergaben sich bereits früher aus seiner Behauptung, er habe das Ehepaar aus einem Lager in Bocklemünd befreit …

Erste Zweifel

Nießen gestand: Ich habe die Unwahrheit gesagt

Prozeß um Falschaussage fand überraschendes Ende — Mitangeklagte verschwand

VON RENATE FRANZ

Rückgabe der Medaille

Mathias Nießen mit seinen Anwälten Reinhard Birkenstock (l.) und Dr. Hubert Weber (r.)



DER „JUDENAUSWEIS" von Dr. Albert Grüneberg, 1939 ausgestellt. Er trägt links ein aufgedrucktes „J". Bei der Berufsangabe ist eingetragen: „ohne, früher Arzt".





Marlene Grüneberg lehnte nach einer Prozeßpause nicht zurück.



Mit dieser Urkunde wurden Mathias Nießen und … Vater Josef für die Rettung des Ehepaars Grüneberg 1943 geehrt.

Der Meinungskampf geht weiter

„Edelweißpiraten" vor 40 Jahren hingerichtet — Auftreten bleibt umstritten

Von Heinrich Billstein

Vor fast genau vierzig Jahren, am 10. November 1944, wurden …

Der Historiker Matthias von Hellfeld vertrat die Auffassung, daß die Aktionen der Edelweißpiraten, denen auch die Ermor- …

Für Ministerialrat Richard Hebenstreit, der sich im Landesinnenministerium mit der Anerkennung der fünf Edelweißpiraten als Widerstandskämpfer befaßte, reichten diese Indizien nicht aus. Die Rechtsprechung verlange ein sichtbares politisches Konzept der Akteure. Und wer im Widerstand zur Waffe greife, meinte Hebenstreit, der müsse schon gewichtige politische Ziele verweisen …

In den Gestapo-Akten werde aber über die politischen Motive der Ehrenfelder Gruppe nichts ausgesagt. Hebenstreit hält daher die Entscheidung der Behörden aus den 50er Jahren, die Ehrenfelder nicht … Wider- … auch

80 Pfennig / Nummer 174



Nießen gibt Lüge über Befreiung zu

Jetzt 7500 Mark Buße

EB Köln — Der Kölner SPD-Kommunalpolitiker Mathias Nießen, Vorsteher des Stadtbezirks Nippes, hat die Befreiungsaktion für das jüdische Arzt-Ehepaar Grüneberg im Zweiten Weltkrieg, für die er 1981 die hohe israelische Yad-Vashem-Auszeichnung erhalten hatte, erlogen. Dieses Eingeständnis verhalf Nießen am Dienstag zur Einstellung seines Falschaussage-Verfahrens, verbunden mit der Auflage, 7500 Mark an die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit zu zahlen. Nießen wird seine Auszeichnung zurückgeben.

WAHL. Nießens plaust vorsitzender Grahn.

Freitag, 9. März 1984

Israel: Höchster Orden für Kölns ‚Edelweißpiraten'

Weil sie viele Juden retteten

Von HARALD W. JÜRGENSOHN

exp Köln — 1942 gehörte er zu den umstrittenen „Edelweißpiraten", jenen jungen Leuten aus Ehrenfeld, die sich gegen die Nazis stellten. Jetzt bekommt der Kölner Jean Jülich (55) in Jerusalem die höchste israelische Auszeichnung.

Bei den „Edelweißpiraten" half Jülich (heute Wirt „Em Birreböömche") Fremdarbeiter vor dem Verfolgern zu … vor der Gestapo … Die „Medaille der Gerechten" wird dem kölschen Jung für „Menschlichkeit …

Wird geehrt: „Edelweißpirat" J. Jülich

Matthes Nießen: „Habe dazu nichts zu sagen"

Prozeß um uneidliche Falschaussage — Wer rettete das jüdische Ehepaar Grüneberg?

VON RENATE FRANZ

Grünebergs Unterschlupf

Zufälliger Anruf

Marlene Grüneberg und Matthias Nießen gestern morgen vor Beginn der Verhandlung. Foto: Stachowski

Jerusalem reagiert mit Betroffenheit

DAMALS glaubte man die Geschichte von Marlene Grüneberg und Nießen (links) noch. Hier bei der Ehrung durch den Botschafter Ben-Ari und Oberbürgermeister Burger (rechts). Bild: Spielmann

---

Über den Autor

Stationen

Studienrat Dr. phil. Hermann Langer, Jahrgang 1934, legte das Staatsexamen als Oberstufenlehrer für Geschichte und Germanistik an der Humboldt-Universität Berlin 1959 ab. Langjährige Tätigkeit als Lehrer und Fachberater für Geschichte in Bad Doberan. Promotion 1973 an der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock zur Problematik der Manipulierung der Jugend im Faschismus 1935 bis 1943. Zur Zeit pädagogischer Mitarbeiter für den Geschichtsunterricht im Bezirkskabinett für Unterricht und Weiterbildung Rostock.

Publikationen

Erfahrungsberichte zur eigenen Tätigkeit, zahlreiche Artikel und zwei Broschüren zur Geschichte der örtlichen Arbeiterbewegung, Veröffentlichungen zu Fragen der Manipulierung der Jugend im Imperialismus in mehreren Zeitschriften und im Jahrbuch für Geschichte. Ausarbeitung einer Studie für die von einem Autorenkollektiv herausgegebene mehrbändige Ausgabe „Deutschland im zweiten Weltkrieg", deren erster Band 1974 im Akademie-Verlag Berlin erschien.

nl·konkret 64

Sommer 1982 – in einer Hamburger Diskothek grölt eine Rockgruppe den Liedtext „In Dachau ist nichts mehr los". Der Diskjockey fragt brüllend tanzende Jugendliche „Wollt ihr den totalen Tanz?". Der Autor nimmt diese Episode zum Ausgangspunkt, um die Wurzeln solcher Erscheinungen freizulegen. Er untersucht imperialistische Manipulierungsmechanismen, mit denen die Jugend geistig in die Knie gezwungen werden soll. Er sieht in der BRD eine sogenannte Hitlerjugend-Welle hochschwappen, mit der das Bewußtsein vieler junger Leute unterspült wird. Das „Dritte Reich" wird in Rechtfertigungsschriften verharmlost, imperialistische Spuren verwischt, Verantwortliche für den Völkermord reingewaschen und die Hitlerjugend aufgewertet. Wie mit der Darstellung der faschistischen Jugendorganisation neonazistisches Gedankengut befördert wird, analysiert der Autor mit Blick auf die gesellschaftlichen Prozesse in der BRD. 50 Jahre nach der Machtübertragung an Hitler und 40 Jahre nach dem 8. Mai 1945 steht der Faschismus vor der offiziellen Tür. Das neokonservative Empfangskomitee gruppiert sich aber schon, sollte die sogenannte „freiheitlich-demokratische Grundordnung" in Agonie fallen und die Macht der Monopole nicht mehr erhalten können.

„Wollt ihr den totalen Tanz?"

Streiflichter zur imperialistischen Manipulierung der Jugend

Verlag Neues Leben Berlin, DDR 1985

Als 1943 der „totale Krieg" begann, nahm die Bewegung unter dem Zeichen des Edelweißes und der Terror dagegen zu. Am 10. November 1944 wurden in Köln-Ehrenfeld öffentlich Edelweißpiraten hingerichtet:

- Adolf Schütz, Jahrgang 1926, Arbeitersohn, von der Wehrmacht desertiert;
- Gustav Bermel, Jahrgang 1927, kaufmännischer Lehrling, vor den Schanzarbeiten am Westwall geflohen;
- Franz Rheinberger, Jahrgang 1927, Arbeiter;
- Bartholomäus Schink, Jahrgang 1927, Dachdeckerlehrling, Vater einst Mitglied der verbotenen SPD;
- Johann Müller, Jahrgang 1928, Sohn kommunistischer Eltern;
- Günter Schwarz, Jahrgang 1928, Dreherlehrling, mit seinem Bruder Wolfgang als „Geltungsjude" bei der Tante, einer Funktionärin der verfolgten KPD, untergebracht.

Alle wuchsen in einem Kölner Arbeiterviertel in Familien auf, deren Grundeinstellung antifaschistisch, zumindest regimefeindlich war. Alle hatten persönliche negative Grunderlebnisse im faschistischen Alltag, die ihren Weg in den Protest und Widerstand bestimmten. Ein solches Grunderlebnis war für Günter Schwarz als „Halbjude" und für Bartholomäus Schink die „Reichskristallnacht" vom 9. zum 10. November 1938. Letzterer, von seinen Freunden kurz Barthel genannt, erlebte, wie die Nazis seinen jüdischen Freund zusammenschlugen und töteten. Weitere Erfahrungen kamen hinzu: Auseinandersetzungen in der Familie mit Arbeiterverrätern, nervende Arbeitshetze im Betrieb, verstärkter militärischer Drill in der sogenannten „Pflicht-HJ", die verheerenden Auswirkungen der Luftangriffe und die Durchhaltemaßnahmen der Nazimachthaber, Begegnungen mit Deserteuren, Widerstandskämpfern und ausländischen Zwangsarbeitern.

Es entstand die Ehrenfelder Gruppe um Hans Steinbrück, in der die sechs Jungen den festen Kern bildeten. Hans Steinbrücks Entwicklung ist schwer nachzuvollziehen: geboren 1921, Seemann; Vater war Mitglied des Roten Frontkämpferbundes, der Sohn aber anfangs aktiv im Jungvolk tätig – schließlich häufige Verhaftungen und Flucht. Zur Gruppe stießen weitere, zum Beispiel der ehemalige Jungkommunist Peter Hüppeler und Roland Lorent, einst Mitglied der Falken, ferner auch Vorbestrafte mit unklaren politischen Einstellungen, auf deren Hilfe und Kontakte man angewiesen war. Die Gruppe wurde 1944 ein wichtiges Glied im antifaschistischen Widerstandskampf Kölns. Sie nahm nicht nur Verbindungen zu Edelweißpiraten in anderen Stadtteilen, sondern auch zum Kölner NKFD, insbesondere zur bewaffneten Widerstandsgruppe in Ehrenfeld unter der Führung von Lambert Jansen, seiner Frau Elisabeth und Engelbert Brinker auf. Feste Kontakte bestanden zu den „Ostarbeitern", verschleppten

Den Kriegsgegnern des Nationalsozialismus galten die „echten" Edelweiß-Piraten als die „einzige originäre Oppositionsbewegung in Deutschland" (Einschätzung des englischen militärischen Geheimdienstes). Die GESTAPO versuchte, ihren einzigen ernstzunehmenden politischen Gegner („Die gefährlichsten politisch-oppositionellen Gruppen sind die der Edelweiß-Piraten"; Verlautbarung des Reichssicherheitshauptamtes, März 1943) zu kriminalisieren. Dabei wandte sie eines der probatesten Mittel solcher Diskreditierungstaktik an: das der Identifikation mit kriminellen Banden. Die Narrenfreiheits-Antifaschisten im Sonnenschein der demokratischen Bundesrepublik verfahren ganz nach GESTAPO-Art, wenn sie auch die GESTAPO-Technik umkehren: Sie versuchen, trotz erdrückender Gegenbeweise, der verruchten proletarischen Verbrecherbande von Köln-Ehrenfeld den Anschein politischer Motivation zu verleihen. Und sie gehen in ihrer Kriminalisierung der illegalen Bündischen Jugend so weit, daß sie dieser ganz allgemein den Charakter der Kölner Banditen aufprägen. Im Katalog zur Ausstellung „Der Name der Freiheit" (29.1.1988—1.5.1988, Josef-Haubrich-Kunsthalle Köln) heißt es nämlich auf Seite 662 unter dem Stichwort „Jugendprotest": „Auf der Grenze zwischen politischer Opposition, unpolitischer Nichtanpassung und Kriminalität ist der Zusammenschluß Jugendlicher außerhalb der Hitlerjugend in Großstädten des Reiches zu sehen. Besonders seit 1941, nachdem die erste Euphorie über die militärischen Siege abgeklungen war, sammelten sich in Ehrenfeld und Sülz Cliquen von Jugendlichen, die sich Edelweißpiraten nannten. Sie wollten sich dem militärischen Drill der Hitlerjugend und dem drohenden Westwalleinsatz entziehen. Durch ihre Kleidung — kariertes Hemd, dunkle, kurze Hose, weiße Strümpfe und ein Edelweiß — dokumentierten sie schon äußerlich ihre Zusammengehörigkeit. Sie sangen bündische Lieder und gingen gemeinsam auf Fahrt. Der GESTAPO gelang es leicht, diese Gruppen zu kriminalisieren. Durch die ständige Verfolgung kleinerer Diebstähle wegen und dem Anbringen von antifaschistischen Parolen gerieten die Edelweißpiraten immer mehr in die Illegalität. Um ihren Lebensunterhalt zu besorgen, schlossen sie sich mit ‚Profis' zusammen, die sich um Hans Steinbrück gesammelt hatten. Diese Gruppe setzte sich aus deutschen Kriminellen und geflohenen Ostarbeitern zusammen, die in den Trümmern von Köln auf das schnelle Ende des Krieges hofften. Im September 1944 kam es zu groß angelegten Raubüberfällen. Dabei wurden gezielt ein Wachmann und ein Ortsgruppenleiter der NSDAP erschossen. Die Gruppe, die auch plante, das GESTAPO-Gefängnis im EL-DE-Haus in die Luft zu sprengen, wurde Anfang Oktober 1944 aufgedeckt und verhaftet. Am 25. Oktober 1944 wurden 11 Ostarbeiter aus der Sowjetunion und Polen und am 10. November 13 Männer und Jugendliche, darunter Mitglieder der Edelweißpiraten — wie der 16jährige Bartholomäus Schink — in Ehrenfeld öffentlich gehängt. Durch die Zusammenarbeit mit Kriminellen und Illegalen wurde ihre persönliche Motivation in den Hintergrund gedrängt. So war es ihnen nicht möglich, ihren Protest gegen das nationalsozialistische System deutlich zu machen." (Autorin: Elisabeth Friese)

Die Geschichte wird nicht immer nur von den Siegern geschrieben. Die Geschichte der Deutschen ist nach 1945 auch von deutschen Geschichtsverfälschern geschrieben worden. Sie muß neu geschrieben werden. Vielleicht werden das kommende Generationen leisten, für die ein einiges Deutschland wieder eine Hoffnung ist. Die Bündische Jugend trat in den Jahren unter Hitler für ein anderes, neues Deutschland ein. Ihre aktivsten Gruppen wurden als „Edelweiß-Piraten" beschimpft. Sie sehen heute, wofür sie eingetreten sind ———

Es darf nicht heißen: „Kölner Edelweiß-Piraten waren keine Widerstandsgruppe" — es muß wahrheitsgemäß heißen: „Ehrenfelder Verbrecher waren keine Edelweiß-Piraten"! So kann die politische Motivation der illegalen Bündischen Jugend hier vielleicht deutlich gemacht werden.

Paulus Buscher
Bündischer Arbeitskreis Burg Waldeck
Schulstraße 1
5449 Dommershausen 2

Kölnische Rundschau

G 2446 A

Dienstag, 1. Dezember 1987
Nummer 280 — Jahrgang 42

UNABHÄNGIGE ZEITUNG FÜR KÖLN

Köln 1 63 20
90 Pfennig · Ausgabe K

Anzeige: In dieser Ausgabe „Gute Adressen von A bis Z" ein umfangreicher Wegweiser durch Handel, Handwerk und Gewerbe



DAG beschließt Urabstimmung

Kölner Edelweiß-Piraten keine Widerstandsgruppe

Kölnische Rundschau

G 2446 A

Dienstag, 1. Dezember 1987
Nummer 280 — Jahrgang 42

UNABHÄNGIGE ZEITUNG FÜR KÖLN

Köln 1 63 20

Anzeige: In dieser Ausgabe „Gute Adressen von A bis Z" ein umfangreicher Wegweiser durch Handel, Handwerk und Gewerbe

Ehrenfelder Verbrecher waren keine Edelweiß-Piraten



DAG beschließt Urabstimmung

ja Köln/Düsseldorf. Bei den Kölner „Edelweiß-Piraten" hat es sich nicht um Widerstandsgruppen gehandelt, deren Sinn und Ziel darin bestand, das NS-Gewaltsystem aus politischen Gründen zu bekämpfen.

Zu diesem Schluß ist jetzt auch eine Untersuchung gelangt, die im Auftrage des nordrhein-westfälischen Innenministers Schnoor von Historikern der Düsseldorfer Universität durchgeführt wurde.

Das unter der Leitung von Professor Hüttenberger angefertigte Gutachten sollte endlich Klarheit erbringen, ob die in Köln tätig gewesenen Jugendbanden als politische Gruppierung oder kriminelle Zusammenschlüsse gewertet werden müssen. In der äußerst akribisch durchgeführten Untersuchung wird auf 200 Seiten der Nachweis erbracht, daß politische Motivationen bei diesen Jugendlichen kaum vorhanden gewesen sein dürften. Alle Straftaten seien aus kriminellen Absichten begangen worden.

Dennoch wird in dem Gutachten empfohlen, mit Schuldzuweisungen zurückhaltend zu sein. Bei den Edelweiß-Piraten habe es sich um Jugendliche gehandelt, die durch die Kriegswirren fehlgeleitet wurden, denen vielfach die Väter fehlten und die sich durch Abenteurertypen beeinflussen ließen, so daß dann die ohnehin turbulenten Zeitumstände auf die sozial schwachen Heranwachsenden verheerende Auswirkungen hatten.

In mehreren Kampagnen während der vergangenen Jahre war immer wieder der Versuch gemacht worden, die Aktionen der Edelweiß-Piraten zu heroisieren und die jungen Leute als politisch motivierte Widerstandskämpfer darzustellen, obwohl sich Kölner Täter und Augenzeugen eher an kriminell ausgerichtete Straftaten dieser Banden erinnerten.

Das Gutachten befindet sich noch beim Innenminister unter Verschluß. Angeblich will man das Ergebnis der Untersuchung veröffentlichen, doch sollen im Ministerium dagegen einige Bedenken bestehen.



Die APO — Reinkarnation der sozialrebellischen Bewegung der Großväter

Lutz Hüttel

Bündischer Sozialismus

oder: Wir waren schon mal weiter ...

So manche Zeitgenossen erinnern sich bestimmt noch an die Phase der sog. APO, der Beatniks, Politruks, Spontis, Phantasten, Spirituellen, Kiffer, Rockfans, der Versuche, des Trampens, der Fêten draußen und drinnen, der Demos, Kundgebungen, Sit-ins, Meetings, Aktionen, Auftritte — an all die Mischungen aus Angriff und Verweigerung, Kommunen und Wohngemeinschaften in Stadt und Land, Begegnungen, Rituale der Gemeinsamkeit und der Zusammengehörigkeit bei voller Akzeptanz persönlicher Eigenheiten, an all die Lesungen, Vorträge, selbstorganisierten und improvisierten Schulungen, theoretischen Debatten, an den großen Versuch der freiheitlich-kommunistischen Bindung des bürgerlich-radikalen Individuums oder die kläglichen Ansätze zur Gründung schlagkräftiger marxistisch-leninistischer Kampfparteien, getragen von strenger Disziplin und Opferbereitschaft (welche weidlich ausgebeutet wurde) und an die ersten Ansätze zur gelebten Gegenökonomie, fernab der Logik der Kapitalmaximierung.

Die APO war eine Renaissance-Bewegung. Sie war die Reinkarnation der sozialrebellischen Bewegung der Großväter. Und sie hatte mehr mit der bündischen Jugendbewegung gemeinsam als mit irgendeiner anderen.

Ganz so, wie die »Logik der Offenheit« Teile der APO im Laufe der Jahre zur Position der »undogmatischen Linken« führte, zum Situationismus oder — theoretisch etwas flacher — zum »Linksradikalismus« (Sponti-scene), ggf. auch zum revolutionären Syndikalismus oder Unionismus, ganz so kamen einige Bündische zur Auffassung von einem »bündischen Sozialismus«, wobei sich ungleichzeitige Entsprechungen in der Schichtenzugehörigkeit der jeweiligen »Ideeträger« beobachten lassen. Sowohl die Bündischen der 20er und frühen 30er Jahre als auch die Enkel der 60er und 70er Jahre entstammten mehrheitlich den Mittelschichten.

So wundert es nicht, daß die einen wie die anderen in ihrer jeweiligen Gegenwart nach einer gesellschaftlichen Synthese gesucht haben, die es erst zu erringen und auf einem neuen Fundament zu begründen galt.

Doch nun kommt der hervorstechende Unterschied zwischen den Ansätzen beider Bewegungen. Während die Bündischen das »Reich der Kommenden« erfüllen wollten, strebten die APO-Leute eher eine Zerschlagung und Zersetzung der Restbestände dessen an, was als Verzerrung Hitlers aus dem ursprünglichen idealistisch-radikalen Reichsgedanken gemacht worden und übriggeblieben war.

Was viele Bündische erst nach der sogenannten »Machtergreifung« begriffen hatten, nämlich daß das sog. III. Reich keineswegs jenes war, das sie erstrebten — trotz der Ähnlichkeiten in der Wahl von Worten und Begriffen —, war für die APO bereits geschichtliche, grausam wahre Tatsache geworden: der Sieg des faschistischen Imperialismus über den sozialen Reichsgedanken. Gleichwohl sollte es in den 60er Jahren dazu kommen, daß so mancher »bündische« Opa einem »youngster« der APO den sozialen Ansatz mit auf den Weg gab. Wie auch immer: Vor dem Sieg des Hitlerfaschismus in Deutschland gab es unter den bündischen, d.h. jugendbewegten Gruppierungen einige wenige, die ausdrücklich ihre bündische Idee mit der des Sozialismus zu verbinden suchten; die bündische Haltung sollte die Verbindung mit der sozialistischen Volksorganisation eingehen, das soziale Grundelement des Solidargefüges bilden.

Im »bündischen Sozialismus« begegneten sich die Geisteslinien des Vormärz und der Arbeiterbewegung

Stephan Borns und Wilhelm Weitlings (1848). Wie in einem Schluckauf der Geschichte kam die Sehnsucht der kleinbürgerlichen Schichten der bürgerlichen Gesellschaft nach einer Synthese aller Werktätigen und Schaffenden zum Ausdruck (marxistisch ausgedrückt, wiederholten jene bündisch-sozialistischen Elemente innerhalb der bündischen Bewegung, angesichts der Klassenauseinandersetzungen seit 1918, das Klassenbündnis zwischen radikaldemokratisch eingestellten kleinbürgerlichen Elementen und früher Arbeiterbewegung zwischen 1820 und 1850). Was Großväter und Enkel hier wiederum gemeinsam haben, ist der antiautoritäre Ansatz gegenüber überkommenen, fragwürdig gewordenen familiären oder staatlichen Autoritäten und verfestigten Strukturen.

Allerdings war es — im Gegensatz zur APO-Generation — bei den Bündischen nur ein ganz kleiner Teil der Bewegung, der bereit war, angesichts der politisch-sozialen Alltagssituation, den »Klassenstandpunkt des Proletariats« einzunehmen und eindeutig Position auf seiten der »Arbeiterklasse« zu beziehen. In den späten 20er und frühen 30er Jahren waren wohl die »Gruppe Sozial-Revolutionärer Nationalisten« Paetels und die »Bündische Reichsschar« Ebelings sowie Köbels dj.1.11. diejenigen Organisationen, bei denen diese Minderheitsposition deutlich zum Ausdruck kam und die zur gesellschaftspolitischen Gestaltung drängten.

Klassenkampf-Lehre und die politisch-kulturelle Hinterlassenschaft der Arbeiter-, Soldaten- und Bauernräte von 1918 waren die geistigen Grundpfeiler des bündisch-revolutionären Ansatzes, der nahe daran war, über den Horizont (klein)bürgerlicher Radikalität hinauszuweisen.

Zur politischen Gestaltungsfähigkeit konnten die bündisch-revolutionären Ansätze freilich nicht mehr ausreifen. Dennoch dienten sie als geistig-moralisches Fundament im Widerstand und innerer oder äußerer Emigration.

Wenn wir (Zeitgenossen) heute den politischen Schleudergang der sog. Grünen geobachten, so fällt auf, daß es einer Bündigung der Sammlungsbewegung auf der Grundlage von Offenheit und Toleranz oft mangelt. Nur neo-bürgerliche Scharlatane sehnen sich nach einer Partei im Muster der übrigen Re-education-Niederlassungen.

Im bündischen Sozialismus (ganz gleich, ob man sich beim idealistisch-volkssolidarischen oder am Klassenkampf ausgerichteten umschaut) könnten die Enkel der Bündischen so manchen brauchbaren Merkpunkt für die heutige Praxis finden. Eines könnten sie vor allem anderen von der Großvätergeneration lernen: das Akzeptieren der deutschen Geschichte als der eigenen, die Bejahung der nationalen Kultur als einer geronnenen mitteleuropäisch-abendländischen, der man selbst entstammt und entwachsen ist, samt den bekannten und unbekannten kulturellen Höhen und Tiefen, die wohl jede Kulturnation aufweist. Man vergesse nicht: Mit jener inneren Hinwendung zur und dem Sich-beziehen auf die Nation (als kulturellem Erbe) warfen sich bündische Revolutionäre gegen den Hitlerismus in die Schanze, wenn auch mit geringem Erfolg. Die Tragödie teilten die bündischen Sozialisten mit anderen, weit bekannteren Vertretern des deutschen Widerstands. Auch die bürgerlich-demokratischen Kräfte und die Arbeiterbewegung der Weimarer Zeit waren ja letzten Endes kein Ruhmesblatt der Nation. Die Tragödie tragen alle und müssen auch alle überwinden, die Enkel wie ihre politisch-kulturellen Großväter. Die mittleren Generationen haben zu lernen, von beiden.

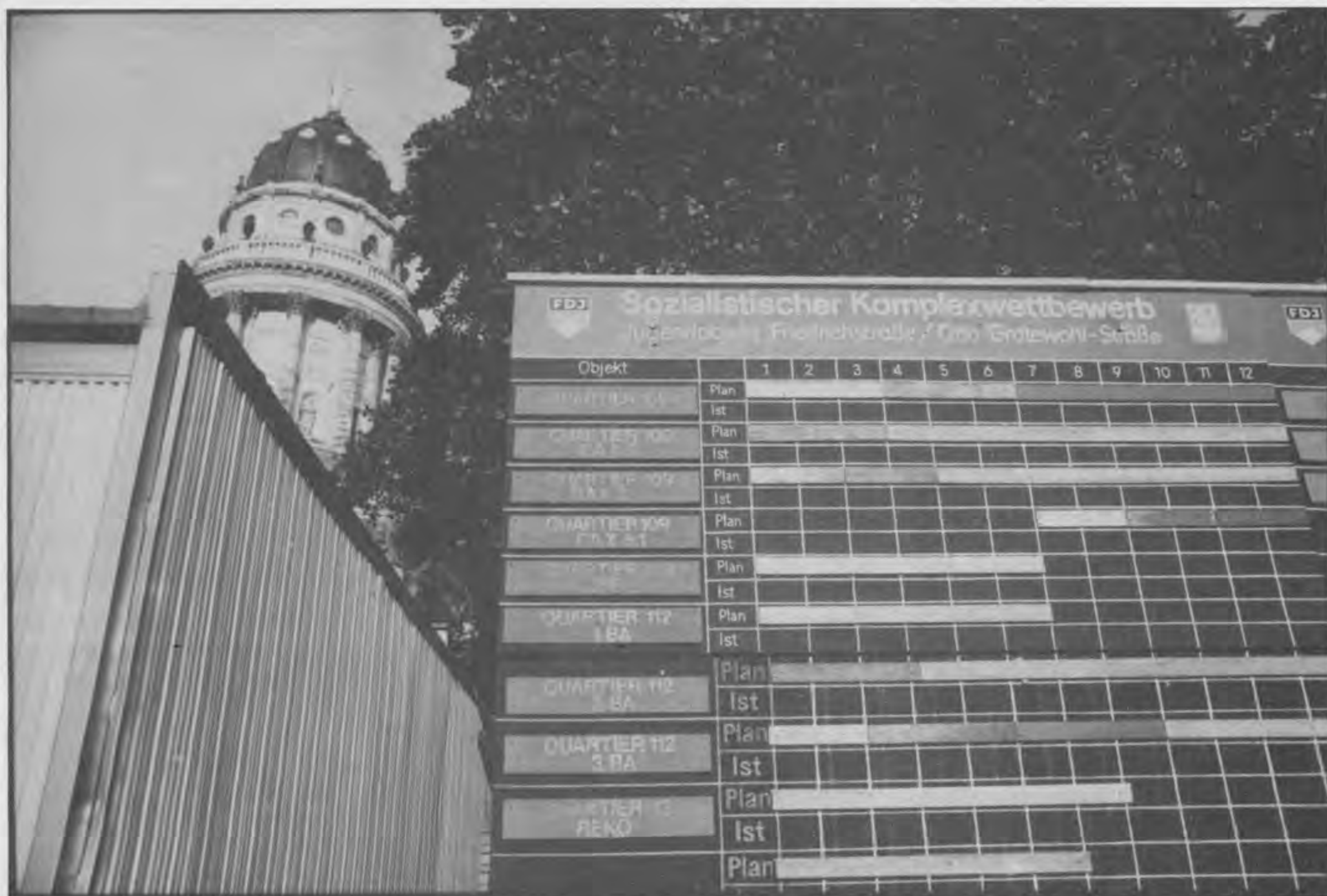
Wir alle sollten uns auf Spurensuche begeben und der politisch-kulturellen Hinterlassenschaft der bündischen Zeit nachspüren. Auf daß wir fündig werden!

Unglück vor mir, Unglück nach mir,
Wo ich bin, ist Glück.
Wo ich ging, blieb eine Fährte
Umgeworfnen Lands zurück.

Meine Sonne neigt sich gnädig
Über mein Gesicht und lacht,
Denn ich hab aus einem Kerker
Mir ein Paradies gemacht.

Meine Nerven zittern leise
Im Gedanken an die Türen,
Die noch sperren; an die Feuer,
Die mich bitten, sie zu schüren.

Aber heute laß mich schlafen,
Heute bin ich müd und klein.
Gestern bin ich stark gewesen,
Morgen werd ich's wieder sein.



Überall Baustellen **Foto: Hauswald**

Lutz Rathenow

Ostberlin — die andere Seite einer Stadt

Friedrichstraße, sechzehn Uhr.

Zwei Mauern aus Menschen. Dazwischen das lebendige Drängen der Automobile.

»Unter den Linden« entlang, den Weg zum Brandenburger Tor. Links, rechts Zeugnisse der Geschichte. In der Straßenmitte reitet der Alte Fritz. Wir ruhen im Innenhof der Staatsbibliothek aus. Ist das Efeu, was an den Wänden dieses romantischen Ortes wuchert? Wir stellen gemeinsame mangelhafte botanische Kenntnisse fest.

Ein Schlenker nach rechts — Pergamonmuseum.

Einer nach links — Platz der Akademie, mit Schauspielhaus, Französischer Kirche und der gerade in Restaurierung befindlichen Deutschen Kirche. Ein schöner Platz, konsequentes Reservat für Geschichte. Die Zukunft der Vergangenheit scheint gesichert, zumindest der preußischen.

Der Bundesbürger begeistert sich. Er könne sich vorstellen, hier zu leben. Ginge als ehemaliger Ostler natürlich nicht. Ob ein normaler Westberliner ins hiesige Zentrum ziehen dürfe?

Ich zucke ratlos die Schulter. Einheimische brauchen jedenfalls die Genehmigung mehrerer Ministerien, um zum Beispiel in der Rathauspassage wohnen zu dürfen. Das erklärte einer, der in der Rathauspassage wohnt.

Wir schreiten über eine steinerne Bodenplatte, die einen Spruch unseres Staatsratsvorsitzenden trittfest verewigt, und trödeln zum sowjetischen Kulturzentrum. Bertram erzählt von Westberlin. Sätze, die ich alle schon gehört zu haben glaube. Sie vergrößern nur wieder die Kluft zwischen unseren Gefühlen hinter den Sätzen. Oder blocke ich ab? Will ich gar nicht verstehen? Es gibt keine Perspektive für so eine Freundschaft. Außerdem kannte ich ihn früher auch nicht gut.

Wir stehen vor dem sitzenden Lenin in der Eingangshalle. Im Foyer des geräumigen Hauses für Wissenschaft und Kultur eine Ausstellung über Energiegewinnung in der Sowjetunion. Neben anderen niedlichen Modellen entzücken vielfarbig schillernde Atomkraftwerksimitiationen den Arglosen. Im ersten Stock ein Kinosaal, ein Film in russischer Sprache. Demonstrierende Werktätige. Ich sehe zwei Besucher, ein Mann mit Kind, in der ersten Reihe.

Jetzt sind wir fasziniert. Und setzen uns in einen der nicht benutzten Sessel in der Halle. »Wer im Zentrum allein sein will, sollte hierher gehen«, stellt Bertram fest.

Häuserfronten.

Kämpfen sie um die Straßen?

Ich denke laut über Momente des Unwirklichen nach. Inseln der Einsamkeit gerade im Zentrum der Macht ...

Wir sind wieder auf der historischen Prachtstraße mit den angekränkelten Bäumen, die ihr den Namen ausleihen. Bunte Zeitschriften im Fenster des französischen Kulturzentrums, das erste eines westlichen Staates. Trotz der Sprachbarriere unter Intellektuellen sehr populär.

Mein Begleiter erfreut sich an preußischen Fassaden und weist auf ein imponierendes Gebäude. Zu seiner Enttäuschung muß ich ihm sagen, daß die bestaunte sowjetische Botschaft der erste Neubau in dieser Straße nach dem zweiten Weltkrieg war.

Dann denkt er laut nach: »Der Reiz des Überflüssigen bei euch. Im Radio nannte einer kürzlich Fähnchen, Transparente und die Art, wie eure Leute mit ihrer Zeit umgehen. Mir springt der Raum ins Auge — Straßen, Plätze, Gebäude verschwenden ihn. Bei uns füllen Geschäftsbauten, kleine Stände, Parkplätze alles aus. Man sieht förmlich, daß ihr nicht so unter Leistungsdruck steht.« »Überflüssig wäre das nur, zielte es nicht auf Wirkung. Ob sich die angestrebte Wirkung herstellt, ist ein anderer Punkt«, widerspreche ich unklar. Und sinniere über Rituale, über fehlende ökonomische Zwänge, die existieren ... Die Gedanken verheddern sich.

Am Ende dieser Sackgasse verharren wir. Mit Blick zum sechssäuligen Wahrzeichen dieser Stadt. Das Brandenburger Tor ist der einzige Ort, wo jeder in Ruhe die Grenze betrachten und fotografieren darf. Kaninchen hoppeln über die Grünflächen im Sperrgebiet. Wo der ehemalige Führerbunker sei?

Mein Arm zeigt links. Den Erdhügel kann man nicht sehen. Die letzte Zuflucht des führenden Verbrechers unter den Deutschen wird gerade zugeschüttet. Wohnblocks entstehen, ein Park bedeckt künftig Hitlers Versteck. Wächst Gras über diese Geschichte?

Wir streiten über die richtige Form der Auseinandersetzung.

Auf der Suche nach dem originellsten Spruch wähle ich einen Zweizeiler an der linken Seitenwand. Ins braunlackierte Holz geritzt, mit grünem Farbstift nachgezogen: LIEBER SCHAMLIPPEN KÜSSEN ALS SCHLAMM SCHIPPEN MÜSSEN.

Autos zerbeulen die Straßen.

Schieben durch ihr Bremsen den Belag vor Kreuzungen zu Wellen und Beulen zusammen. Eine Gänsehaut durch die Stadt.

Auf dem Weg zum Thälmann-Park. Ich erzähle von dem bis 1981 produzierenden Gaswerk, auf dessen Gelände der Park entsteht. Drei mehrgeschossige Behälter. Im Innern umlaufende Galerien, eine mit Flachkuppel nach Schwendlerscher Tradition. Ein oft benutztes Zitat aus »Die Bau- und



Die Gasometer bei der Sprengung *Foto: Hauswald*



Ein Zacken blieb nach der Sprengung stehen — Der Rammbock muß her *Foto: Hauswald*



Prenzlauer Berg *Foto: Hauswald*

Kunstdenkmale der DDR«, herausgegeben vom Institut für Denkmalpflege, kann ich langsam auswendig: »Als weithin sichtbare, für den Stadtbezirk Prenzlauer Berg charakteristische Bauten und als interessante technische Denkmale ist ihre Erhaltung und Einbeziehung in die in den nächsten Jahren entstehende Parkanlage beabsichtigt.« War beabsichtigt gewesen. Im August 1984 wurden sie weggesprengt. Beim ersten sandsackgedämpften Knall blieb ein Mauerzakken trotzig stehen. Beifall der zahlreichen Zuschauer für den Widerstand der Steine. Ein Rammbock mußte her.

Ich berichte von Kontrollen schon Tage zuvor. Etliche Fotografierende mußten auf dem Polizeirevier erklären, für wen man fotografiere, wen man im Westen kenne. Andere knipsten unbehelligt.

Mein Zuhörer nickt. Solche Widersprüche kennt er doch. »Bei uns gibt es auch idiotische Abrisse. Natürlich würde sich eine Bürgerinitiative dagegen bilden, vielleicht mit Erfolg.«

»Auch hier gab es Proteste, nicht in organisierter Form. Einspruch des Denkmalschutzes, Tausende Eingaben von Bürgern, privat hergestellte Postkarten kursierten. Sechs Uhr früh sollte einmal eine Demonstration sein. Das Gerücht mobilisierte lediglich mehrere hundert Polizisten. Sie demonstrierten ihre Wachsamkeit und vertrieben zufällige Passanten.«

Bertram fragt nach den Gründen für die Beseitigung.

1984 äußert ein Aufbauleiter in einer Wochenzeitung, daß der Boden mit Teeröl, Rohrleitungen, Tunneln, Kabeln durchsetzt sei. »Noch immer sind Pumpen eingesetzt, die eine trübe, stinkende Brühe in Kessel fördern.« Auch die Gasometer seien davon vollgesogen. 1986 klagt ein Frank Schumann in derselben Zeitung, daß die Gasometer sogar einzustürzen drohten. Also Abriß aus Sicherheitsgründen? Aus umweltpolitischen Erwägungen? Der verdreckte Grund ist keine Erfindung. Er erklärt nur nicht, warum kein einziger Behälter erhalten blieb. Nutzungskonzeptionen sollen an den Kosten gescheitert sein. Aber in der am 3.2.1982 in hiesigen Zeitungen erstmals vorgestellten Parkanlage war von einem Großplanetarium noch keine Rede. Erst am 10.2.1986 erblickte der staunende Leser das Modell des mit Laser-Show und Multivisionsanlage bestückten Projektes.

Das Wachstum der Visionen. War der Park 1982 mit neunzehn Hektar konzipiert, betrug er ab Zeitungsankündigung vom 17.2.1985 sechsundzwanzig Hektar. Aus »mindestens achthundert Wohnungen« wurden ab dem »Neuen Deutschland« vom 19.4.1983 tausenddreihundert. Und daß man den S-Bahnhof Greifswalder Straße zur Station Thälmann-Park umbaute, stand nicht von Anfang an fest. Geld mußte also vorhanden gewesen sein, um wenigstens einen Behälter zu erhalten, ohne Umbau, einfach mit Zement abzusichern.

Ich rede, und wir laufen durch die Anlage. Schwimmhalle, Gaststätten, Kulturhaus, ein origineller Kinderspielplatz, Blumenbeete, ein künstlicher See, zahlreiche Bäume und Sträucher werden den Verlust der Gasometer rasch vergessen lassen. Zumindest für die hier Wohnenden. Nicht für jene, die dort Filme drehten, ein Happening inszenierten, eine Rockgruppe spielte auf dem Dach eines Behälters. Angst vor einem Ort, der zu unerwünschter anarchisch-kreativer Betätigung verlockt?

»Es gäbe Möglichkeiten, das zu verhindern!« Der Einwand Bertrams holt mich auf den Boden realistischer Mutmaßungen zurück. Er hat wenig



Der Thälmann-Kopf im neuen Thälmann-Park *Foto: Hauswald*

gesagt in der letzten Stunde. Und ich rede wie zu einem guten Bekannten. Wir bummeln zur Bushaltestelle. Mit der einsetzenden Dunkelheit wächst die Vertrautheit zwischen uns.

Bertram erzählt von sich. Vor zehn Jahren gab er sich wahnsinnige Mühe, sofort zum echten Bundi zu werden. Trainierte dialektfreies Hochdeutsch, verschwieg seine Herkunft. Die Anpassung gelang zu gut. Er hatte fast vergessen, warum er wegwollte, was er zurückließ. Unglaublich, wie schnell vorher wichtige Dinge verblassen. Ein Jahr Depressionen, als sie vergingen, schien mit ihnen die Vergangenheit ausgelöscht.

Veschwunden ist seine hilflose Selbstsicherheit, jene leichte Aufgeregtheit der Stimme, die den Westler oft kennzeichnet. Ich denke an die Arroganz hiesiger Intellektueller Westdeutschen gegenüber. Als seien die schlechthin unfähig, unser Seelenleben zu begreifen. Bertrams Argumente wirken plötzlich glaubwürdiger, keineswegs launisch flott formuliert. Unser Berlin sähe mehr nach Berlin aus als der westliche Teil. Doch sei hier wenig Leben auf der Straße. Das spiele sich in den Häusern ab. Ein anderes Verhältnis zur Öffentlichkeit verberge sich dahinter. Ich nicke.

Ein Amerikaner erklärte: in den USA seien Menschen auf der Straße gelöst und kontaktfreudig, dagegen verbissen und geschäftig in ihren Wohnungen. In der DDR sei es genau umgekehrt.

An der Haltestelle warten wir eine halbe Stunde. Dann schaukelt der Bus uns Richtung Grenzübergang zurück. Und mein Gast fragt noch einmal nach der Geschichte des Parks und des dreizehn Meter hohen, sechzehn Meter breiten Bronzedekmals Ernst Thälmanns darin. An dieser Hartnäckigkeit erkenne ich den ehemaligen DDR-Bürger.

Balkonsturz in der Lychener Straße. Verdächtige Geräusche lassen ein Paar die Unterhaltung im Freien beenden. Etwas bricht ab und beschädigt einen Stock tiefer die Blumenkästen. Rasch kommt die Feuerwehr, hackt den Restbalkon weg. Die Wohnungsinhaber sehen durch die offene Tür zu. Immer mehr Leute versammeln sich auf der Straße und spekulieren, welcher als nächster dran sei.

Verärgert zeigten sich Berliner Bildhauer, als der sowjetische Monumentalspezialist Lew Kerbel den Auftrag für Thälmann bekam. Das gleichzeitig entstehende Marx-Engels-Forum durften einheimische Künstler schaffen. Durch die Bronzedenkmäler waren monatelang alle Kapazitäten der Kunstgießerei im VEB Schwermaschinenbau Lauchhammer blockiert. Andere mußten warten. Und mancher wird weiter warten müssen, denn Bronze ist selbst für Mitglieder des Verbandes Bildender Künstler kontingentiert. Thälmann und Marx-Engels sollen so viel verbraucht haben, daß über Jahre hinaus Sense ist mit kleinen Plastiken — will ein Künstler ganz genau wissen. Ein anderer widerspricht: Nein, Thälmann wäre außerhalb des Kontingents bewilligt worden.

Einig sind sie sich, daß selbst der Vorstand des Verbandes versucht habe, die Sprengung der Gasometer zu verhindern. Warum das nicht gelang? Von allen Gerüchten das hartnäckigste: Lew Kerbel verlangte kategorisch den Abriß, die alten Behälter würden seinen Thälmann optisch schlucken.

Das erkläre nicht alles, wendet Bertram ein. »Der Park ist architektonisch einfallsreich, im Rahmen seiner Möglichkeiten verschwenderisch angelegt, warum setzt man ihn samt Denkmal nicht in eines der Neubaugebiete am Rande?«

»Weil er das neue Zentrum vom Prenzlauer Berg bilden soll. Etwas Piekfeines inmitten des als schmuddlig verschrienen Arbeiterbezirkes.« Die Zeitung spricht vom »neuen Frühling«, den dieses Viertel erlebe. Dabei hätte ein Platz geschaffen werden können, der die besondere Atmosphäre des bevorzugt von Gästen und Zugezogenen als Prenzelberg umschmeichelten Viertels betont. Mittels architektonischer Zitate der typischen Altbauten und Hinterhöfe. Und mit den Gasometern. Die hätte man sicher überall stehen lassen, dort gerade nicht. Denn dort erinnerten sie beständig an etwas, das man mit dem Thälmann-Park als überwunden zeigen will.

Wir häuten Schicht um Schicht der Mutmaßungen ab und arbeiten uns dem Grund entgegen. Aber den gibt es nicht, nur neue Schalen. Und glaubt einer, alle entfernt zu haben, ist nichts mehr übrig von den Gründen, alles verzweifelt ...

Der Fernsehansager deklamiert feierlich: »Die ganze DDR — ein einziges Denkmal für die Opfer der Arbeiterbewegung.« Na also, wozu braucht es dann noch anderer.

Wir reden weiter über Sinn und Sinnlosigkeit des Protests gegen Bauvorhaben. Kritische Einsprüche wirken sich oft auf spätere Projekte aus. So gestehen die Verantwortlichen einen Fehler nicht ein, den sie aber nicht wiederholen wollen. Die Diskussion über jene Gasbehälter sensibilisierte gegenüber dem lange vernachlässigten Thema »Industriedenkmäler«. Im Januar 1984 schlägt der der Kulturminister ihre verstärkte Erhaltung vor: »Wir brauchen jetzt vor allem auch die Anschauung der Produktionsmittel der industriellen Revolution. Zu vieles geht unwiederbringlich verloren ..., wenn wir nicht rechtzeitig eingreifen.«

»Vielleicht baut man die Gasometer eines Tages wieder auf?«, spottet Bertram.

»Ja, im Nikolaiviertel nähme sich ein verkleinertes Exemplar lustig aus«, ergänze ich, »oder in Originalgröße in einem künftigen Park der Industriekultur? Damit Rekonstruktionen nicht für alle Zeiten auf preußische Prachtbauten beschränkt bleiben.«

Wir verlassen den Bus und wählen einen Umweg. Bertram will die Synagoge sehen. Seit er drüben lebt, beschäftigt er sicht mit der jüdischen Frage.

Zwei Eisenträger, Reste eines Balkons, ragen aus einer Fassade. Die Abdrücke abgerissener Häuser im Stein. Ihr ehemaliger Schutzanstrich hinterläßt seine schwarze Spur.

Brandflecke. Vermauerte Türen. Die im spärlichen künstlichen Licht erkennbaren Muster zerschlagener Fenster.

Das ehemalige Scheunenviertel, Mittelpunkt des jüdischen Lebens vor dem Krieg. Von 160 000 Bewohnern blieben ein paar hundert übrig. Lange stehen wir vor der Synagoge in der Oranienburger Straße. Bäume wachsen aus Fenstern der ausgebrannten Ruine. Ihr Wiederaufbau ist geplant.

Eine alte Frau spricht uns an. Ja, sie habe die Juden im Viertel gesehen. Die durften nicht in den Luftschutzkeller. Ja, die Bombenangriffe seit 1943 seien schlimm gewesen. Zwischenfragen nach Deportationen der jüdischen Bevölkerung bieten ihr lediglich Anlaß, eifrig weiter Kriegsepisoden zu berichten. Eine Brandbombe schlug durch zwei Decken bis in die Küche, fiel durch den Tisch direkt in die Schüssel mit Hering. Sie detonierte auch nicht beim Abtransport, leider mußte der kostbare Fisch mit weggeschüttet werden.

Ihr Lachen im Ohr, gehen wir betroffen weiter. Diese alles überstrah-



Die alte Berliner Stadtmauer *Foto: Hauswald*

lenden Erinnerungen an die lustigen Dinge. Unsere so unterschiedlichen und einander so verblüffend ähnlichen Staaten.

»Der dritte Weltkrieg«, hörst du einen alten Kämpfer in einer ziemlich neuen Kneipe reden, »der dritte ist eine Fülle von kleineren Kriegen. Er läuft seit Jahren. Aber der vierte wird wieder richtig weltweit.«

Wir passieren den neuen Friedrichstadt-Palast. »Ein Stück Las Vegas in der DDR«, begeisterte sich ein westlicher Fernsehjournalist, »die Friedrichstraße gewann damit etwas von ihrem alten Glanz zurück.« Bertram sieht das Überhebliche dieser touristischen Haltung. Da wird nicht gefragt, ob alle ein Stück Las Vegas wollen. Überhaupt gab es in der Öffentlichkeit keinerlei Diskussionen über die in einem Jahrhundert aufgebauten drei Paläste Berlins. Diese feudale Repräsentationssehnsucht stößt gerade unter Künstlern auf Einwände. Dort investierte Riesensummen fehlen bei kleinen, dezentralen Vorhaben.

Schon vor dem Bahnhof verstummen wir.

Mein Freund fragt am Schalter nach zwei Zugverbindungen, verschwindet kurz vor Mitternacht allein im Tränenpalast, dem Glashaus mit seinen blinden Scheiben.

Wir wollen weitersprechen. Am übernächsten Tag schon.

An jenem Tag darf er nicht einreisen, ohne Begründung. Ein Versehen? War es ein Versehen, daß es einmal geklappt hat? Bertram versucht es noch zweimal — erfolglos.

Dreimal telefonieren wir noch miteinander. Dann ist er eine der zahlreichen Adressen im Notizbuch, die ich nicht besuchen kann, die mich nicht besuchen dürfen.

Bleiben die Postkarten, eine oder zwei im Jahr.

Harald Hauswald

1954 in Radebeul bei Dresden geboren
1960—1970 Schule
1970—1972 Lehre als Fotograf
1973—1974 Armee, danach Arbeit in verschiedenen Berufen
1977 Übersiedlung nach Berlin
1981 Fotograf in einer kirchlichen Einrichtung

Veröffentlichungen:

Seit 1980 ca. 25 Ausstellungen in Ost und West. Zahlreiche Ausstellungsbeteiligungen.

Seit 1982 Veröffentlichungen in Zeitungen und Zeitschriften der DDR und der Bundesrepublik, ferner in Frankreich, Schweden, Österreich, Australien und den USA.

Beteiligung an Buchveröffentlichungen, die wichtigsten davon:

— »VEB Nachwuchs. Jugend in der DDR«, Rowohlt 1983;

— »einst war ich fänger im schnee. Neue Texte und Bilder aus der DDR«, Oberbaum 1984;

— »Anders reisen. Osteuropa«, Rowohlt 1985;

— »Anders reisen. DDR«, Rowohlt 1986.

1987 erschein als erstes eigenes Buch »Ostberlin — die andere Seite einer Stadt in Texten und Bildern«, Piper; Text: Lutz Rathenow.

Im »GEO-Spezial« Berlin (Dezember 1986) sind zwei Farbreportagen von Harald Hauswald enthalten.

Deutschland entdecken

Klopstock-Haus wieder zugänglich

Bis zu seinem 260. Geburtstag hatte man es nicht mehr geschafft, aber nun ist es so weit: Nach jahrelanger Restaurierung ist das Geburtshaus des Dichters Friedrich Gottlieb Klopstock in Quedlinburg (8 km nördlich des Harzes im Bezirk Halle gelegen) wieder der Öffentlichkeit zugänglich. Das Patrizierhaus aus dem 16. Jahrhundert beherbergt ein Klopstock-Museum. Der studierte Theologe Klopstock bereitete als Dichter in seinem Zeitalter des Rationalismus den Durchbruch der Empfindsamkeit, des Sturm und Drnag und der Erlebnisdichtung vor.

Quedlinburg besitzt zahlreiche historisch bedeutsame Bauwerke. Das bekannteste ist zweifelsohne die etwas außer- und oberhalb der Stadt gelegene Burg Querfurt, deren Gelände siebenmal so groß ist wie das der Wartburg bei Eisenach. Jährlich werden durchschnittlich 30 000 Besucher gezählt. Im Burgmuseum ist der Nachlaß des Afrikaforschers Hans Schomburgk zu besichtigen. Alljährlich finden über 300 Burgführungen statt, bei denen Führerinnen in historischen Gewändern die Besucher durch die Burg geleiten. Höhepunkt in jedem Sommer sind die Burgfestspiele — mit Burgwachen zu Pferde und ebenfalls historisch kostümiert. *(BfH)*

Kamenz pflegt das Andenken an Gotthold Ephraim Lessing

Elf Jahre lang, von 1770 bis zu seinem Tode im Jahr 1781, wirkte Gotthold Ephraim Lessing an der Herzog-August-Bibliothek in Wolfenbüttel, weshalb sich die ehemalige Residenz der Herzöge von Braunschweig-Wolfenbüttel gern »Lessingstadt« nennt. Sie hat wie so vieles im geteilten Deutschland ein Pendant in der DDR mit der »Lessingstadt« Kamenz in der Lausitz, denn hier wurde der Schriftsteller, Dramatiker, Zeitungs-Kritiker, Dramaturg und Bibliothekar Gotthold Ephraim Lessing am 22. Januar 1729 geboren. Das Lessingmuseum am Lessingplatz 1-3 mit der angeschlossenen Bibliothek ist eine der wichtigsten Sehenswürdigkeiten der heutigen Kreisstadt (18 000 Einwohner). Der Grundstein des Museums wurde zu Lessings 200. Geburtstag 1929 gelegt, zwei Jahre später war der Bau vollendet. Die stattliche Gedenkstätte veranschaulicht nicht nur Leben, Werk und Wirken Lessings, hier werden auch Schriften über ihn herausgegeben, Vorträge und Sonderausstellungen veranstaltet. Im Lessinggäßchen erinnert eine weitere Gedenkstätte an das 1842 abgebrannte Pfarrhaus, das Geburtshaus des bedeutendsten Sohnes der Stadt.

Kamenz (sorbisch: Kamjenc) entwickelte sich aus einer am Oberlauf der Schwarzen Elster im Nordwestlausitzer Bergland und an der von Leipzig nach Breslau führenden »Hohen Straße« gelegenen westslawischen Siedlung, die 1225 erstmals erwähnt wurde. 1345 trat Kamenz dem Lausitzer Städtebund bei, dessen Auflösung im Jahr 1547 der einflußreich gewordenen Stadt einen schweren Rückschlag versetzte.

Aus jener Zeit stammt der bedeutendste Sakralbau von Kamenz, die Hauptkirche St. Marien (1400—1480 erbaut), eine spätgotische vierschiffige Hallenkirche, deren Chor und Langhaus Satteldächer tragen. Im Inneren befinden sich zahlreiche spätgotische Bilder und Altäre, darunter der Hauptaltar (Marienaltar) aus der Zeit um 1500. Im Vorraum sind die Grabsteine der Eltern und eines Großvaters von Gotthold Ephraim Lessing zu sehen.

Neben St. Marien steht die 1338 gestiftete Katechismuskirche als wahrscheinlich ältestes Bauwerk von Kamenz, einst Teil der 1835 geschleiften Stadtbefestigung, von der noch mehrere Mauerzüge sowie der Rote Turm aus dem 15. Jahrhundert, ein Rest des Pulsnitzer Stadttores und der Basteiturm aus dem 16. Jahrhundert erhalten sind.

Auch die spätgotische Franziskaner-Klosterkirche (1493—1507) besitzt mit dem Annen-, Franziskus-, Heilands- und Marienaltar aus den Jahren 1510—1520 wertvolle Schnitzwerke. In der gotischen St. Justkirche aus dem 14. Jahrhundert gehört ein vollständig erhaltener Wandgemäldezyklus (um 1380) zu den hervorragendsten künstlerischen Leistungen jener Zeit. Die Chorwände zeigen Szenen aus dem Leben Jesu. Am Triumphbogen und am Gewölbe befinden sich Darstellungen der klugen und törichten Jungfrauen und schwebender Engel.

Kamenz hat aber auch einige beachtenswerte Profanbauten. Das Rathaus am ehemaligen Markt, dem heutigen Platz der Befreiung, wurde nach 1842, dem Jahr des letzten verheerenden Stadtbrandes, mit Stilelementen der Neogotik und Neorenaissance wieder-aufgebaut. Ein »echter« Renaissancebau ist das Malzhaus aus dem 16. Jahrhundert in der Zwingerstraße 7. Aus der gleichen Epoche stammt der Andreas- oder Marktbrunnen von 1570 mit dem Standbild der Justitia. In den klassizistischen Fleischbänken südlich des Rathauses, die nach dessen Wiedererrichtung entstanden, boten bis zum Anfang dieses Jahrhunderts die Metzger ihre Waren feil.

Im Ponickau-Haus in der Pulsnitzer Straße 16, einem alten Bürgerhaus mit einer 1745 vorgesetzten Barockfassade, befindet sich das Museum der Westlausitz mit umfangreichen Sammlungen zur Ur- und Frühgeschichte.

Wer sich, wie es Goethe empfohlen hat, zunächst vom höchsten Punkt einer Stadt einen Überblick verschaffen möchte, der besteige den Aussichtsturm auf dem 294 m hohen Hutberg. Dort hat er einen weiten Rundblick auf die »Lessingstadt« und die Landschaft der Westlausitz. Unterhalb des Turmes gibt es eine Berggaststätte und einen berühmten Park mit exotischen Gehölzen, der zur Zeit der Rhododendron- und Akaleenblüte seine größte Pracht entfaltet.

Kamenz liegt nördlich der Autobahn Dresden-Bautzen und ist über die Abfahrten Pulsnitz oder Burkau zu erreichen. Wer die erstere wählt, kommt kurz darauf durch Pulsnitz, die »Pfefferkuchenstadt«, in der jährlich 500 t des leckeren Gebäcks hergestellt werden. *(BfH)*

Großschönau unter Denkmalschutz

Unter Denkmalschutz gestellt wurde der vor dem malerischen Zittauer Gebirge gelegene Erholungsort Großschönau im Tal der Mandau; denn in diesem bedeutenden Webereizentrum sind noch rund 400 alte Weberhäuser erhalten, die Mehrzahl davon aus dem 18. und 19. Jahrhundert. Bei vielen handelt es sich um die für die Oberlausitz typischen Umgebindehäuser. Das Damast- und Heimatmuseum im »Kupferhaus« (1807) zeigt prachtvolle Tafeldamaste. Die Textilindustrie des Ortes geht auf das 14. Jahrhundert zurück, erlebte im 17. Jahrhundert ihren Höhepunkt und wird noch heute mit der Anfertigung v.a. von Kleiderstoffen und Frottiertüchern betrieben. Großschönau liegt 11 Kilometer westlich von Zittau in der Nähe der Grenze zur Tschechoslowakei. *(BfH)*

Umweltnachrichten

Größte einheimische Schlange vom Aussterben bedroht

293 v. Chr. noch konnte Asklepios, der griechische Gott der Heilkunst, mit einer Schlange die Pest in Rom bezwingen. Hätte Asklepios heute ähnliches in Deutschland vor, müßte er lange nach einer solchen Schlange suchen — die Äskulapnatter ist in der Bundesrepublik Deutschland nämlich vom Aussterben bedroht. Nur noch in wenigen voneinander isolierten Populationen kommt sie vor: im Taunus, im südlichen Odenwald und im Donautal.

Noch weiß man wenig über die Lebensbedingungen und Habitatansprüche dieser bis zu 2 m langen Schlange. Aber die Bestände schrumpfen rapide. WWF-Deutschland hat daher ein Projekt zum Schutz dieses bedrohten Reptils ins Leben gerufen.

»Zunächst wollen wir die Verbreitungsgebiete und die Lebensraumansprüche der Äskulapnatter möglichst genau erfassen und aus diesen Erkenntnissen Rückschlüsse auf die Gefährdungsursachen ableiten. Ziel wird es sein, ein umfassendes Schutzprojekt zu erarbeiten«, schildert Michael Waitzmann, der die Untersuchungen leitet, das Projekt.

Auch in der Information der Bevölkerung sieht der Biologe eine wichtige Aufgabe. Immer wieder werden die Nattern gefangen, um dann in Terrarien gehalten zu werden. Da aber nur sehr wenige Tiere in einer Population leben, hat die Entnahme auch nur einiger Exemplare gravierende Folgen für den Gesamtbestand. Nicht ohne Grund besteht somit für die bedrohten Tiere ein generelles Haltungs- und Verkaufsverbot.



Die Äskulapnatter — in Form des Äskulapstabes ist sie auch heute noch Sumbol der Ärzteschaft. In der Bundesrepublik gilt die ungiftige Schlange, deren besonders geformte Bauschienen sie zum Klettern befähigen, als vom Aussterben bedroht.

Die Wissenschaftler erproben auch konkrete Hilfsmaßnahmen für die Schlangen. Bevorzugt verstecken die Nattern Ende Juni, Anfang Juli ihre 5 bis 8 länglich-ovalen Eier in Kompost-, Mist- oder Sägespanhaufen. Daher bietet man den Tieren vermehrt solche aufgeschütteten Eiablageplätze an. Im Herbst, wenn die Kleinen geschlüpft und bereits auf Erkundungstouren sind, kontrollieren die Biologen die Brutplätze. Anhand gefundener Eischalen können sie ermitteln, ob die Schlangen die Nistplätze akzeptieren und wie erfolgreich somit die Hilfsaktion war. »Durch die Neuanlage geeigneter Eiablageplätze an ausgewählten Standorten im Verbreitungsgebiet der Äskulapnatter«, so Waitzmann, »kann ein wertvoller Beitrag zum Erhalt des Gesamtbestandes geleistet werden — damit die Äskulapnatter auch langfristig noch unsere einheimische Fauna bereichert.«

Militärübungsplatz gefährdet die letzten Mönchsgeier

Mit einer Flügelspannweite von 2,80 m und einem Gewicht von 12 kg ist der Mönchsgeier der größte Greifvogel der Welt. Jahrhundertelang galt er als Symbol der Unsterblichkeit, doch heute ist er aus seinem europäischen Verbreitungsgebiet weitgehend verschwunden. Nennenswerte Bestände finden sich derzeit nur noch in Spanien. Akut gefährdet ist jetzt die zweitgrößte Mönchsgeierkolonie der Erde in den zentralspanischen Montes de Toledo, die — noch — aus rund 60 Brutpaaren besteht. In diesem einzigartigen Gebiet soll ein Übungsplatz für die spanische Luftwaffe sowie Verbände der NATO angelegt werden.

Der Mönchs- oder Kuttengeier, lat. Aegypius monachus, ist als Baumbrüter auf Altholzbestände angewiesen. Die Montes de Toledo bieten ihm einen der letzten intakten mediterranen Wälder Spaniens und somit ideale Bedingungen. Dieser ausgedehnteste Großgrundbesitz Europa, Cabañeros genannt, ist ein einzigartiges Beispiel mediterraner Flora und Fauna. In dem rund 24 000 ha großen Gebiet, das durch Korkeichen, Olivenbäume und Heidekraut charakterisiert ist, leben Ottern, Wild- und Schleichkatzen, Königsadler und Schwarzstörche. Ihre Tage sind jedoch, geht es nach den Plänen der Behörden, gezählt.

Minderheit und Mehrheit

Waldrodungen bedrohen Ureinwohner Nord-Borneos

Entscheidende Bedeutung für die Ernährung der Ureinwohner Borneos hat die Jagd; sie ist zugleich ein wesentlicher sozialer und ökonomischer Faktor: Jährlich wurden in der malaysischen Provinz Sarawak (Nord-Borneo) bis zu 30 000 t Wild erlegt — v.a. Hirsche und Wildschweine. Wild und Fisch machten bisher 60 % der Eiweißversorgung in den ländlichen Gebieten aus. In den letzten Jahren ist jedoch der Wildbestand so dramatisch zurückgegangen, daß die Existenz der ländlichen Bevölkerung nicht mehr gesichert ist. Ursache: die Rodungen des tropischen Regenwaldes. Der WWF, der seit Jahren zahlreiche Projekte zur Rettung der Tropenwälder in aller Welt durchführt, hat auch hier die Initiative ergriffen. In einem mehrjährigen Modellprojekt, das von der Umweltstiftung WWF-Deutschland finanziert wird, sollen Methoden entwickelt werden, um den Wildbestand und damit zugleich die Lebensgrundlage der in den Regenwaldgebieten lebenden Menschen zu erhalten.

Noch vor kurzer Zeit waren große Waldgebiete Sarawaks unzugänglich. Der undurchdringliche Dschungel schützte den Wildbestand, die Jagd war mühsam. In den letzten 30 Jahren allerdings wurden große Flächen Regenwaldes gerodet — und so zuvor unerreichbare Gebiete für die Jagd geöffnet. Seit Beginn der Rodungsaktivitäten fiel der Wildfleischverbrauch der Regenwaldbewohner von 54 auf 2 kg pro Kopf und Jahr. Mittlerweile herrscht in einigen Gebieten Sarawaks akuter Eiweißmangel. Hauptursache der Regenwaldzerstörung ist die Suche nach Edelhölzern — überwiegend bestimmt für den Export, auch in die Bundesrepublik. Dabei werden aber nicht nur einzelne Bäume gefällt, sondern der gesamte Lebensraum des Wildes zerstört. Da die Jäger Holzfällerschneisen benutzen, können sie mehr Wild erlegen als früher. Auch der Fischbestand ist durch Verschlammung und durch Verschmutzung der Flüsse mit Dieselöl stark beeinträchtigt. »Über kurz oder lang wird ganz Sarawak von den Rodungen betroffen sein. Werden nicht umgehend Maßnahmen ergriffen, müssen wir damit rechnen, daß zahlreiche Tierarten aussterben«, warnt eine WWF-Studie.

Die Umweltstiftung WWF-Deutschland finanziert seit Juni 1987 ein Modellprojekt im Gunung-Mulu-Nationalpark mit dem Ziel, eine kontrollierte, nachhaltige Wildnutzung zu etablieren, die Tier- und Pflanzenarten überleben läßt. Erreicht werden soll dies durch einen umfassenden Lebensraumschutz (z.B. Rodungsverbot für bestimmte Nahrungs- und Fortpflanzungsareale der Wildtiere) und eine Regulation der Bejahung (z.B. durch die Ausgabe von Lizenzen und eine verschärfte Kontrolle des Schußwaffengebrauchs). WWF-Projektleiter Blouch: »Wir hoffen, die Erfahrungen aus diesem Projekt auf ganz Borneo übertragen und so ein umfassendes Schutzkonzept für diese botanische und zoologische Schatzkammer erstellen zu können.«



Jährlich erlegen die Ureinwohner Nord-Borneos bis zu 30 000 t Wild. In den letzten Jahren ist der Wildbestand so dramatisch zurückgegangen, daß die Eiweißversorgung der ländlichen Bevölkerung nicht mehr gesichert ist. Ursache: die Rodungen der Tropenwälder.

Kurdistan: Vier Staaten gegen ein Volk

Trotz ihrer unterschiedlichen politischen Systeme betreiben alle vier Staaten, in denen heute 20 Millionen Kurden hauptsächlich leben (Irak, Iran, Türkei, Syrien), eine nahezu identische Kurdenpolitik: Deportationen und militärische Aktionen gegen die Zivilbevölkerung, brutale Unterdrückung jeglichen Widerstands, Einsatz international geächteter Waffen (Giftgas, Streubomben, Napalm, Thalliumgifte).

Im Iran sind in den letzten drei Jahren mehr als hundert kurdische Dörfer von Revolutionsgardisten und Armee gewaltsam geräumt worden.

Im Irak hat die Armee über 460 kurdische Dörfer im Grenzgebiet zum Iran und zur Türkei dem Erdboden gleichgemacht. Rund eine Dreiviertelmillion Menschen wurden entweder in Konzentrationslager in den Südirak deportiert oder in sogenannten »strategischen Modelldörfern« angesiedelt, die Konzentrationslagern ähneln. Ebenso betroffen sind auch christlich-assyrische, yezidische und shiitische Einwohner.

In der Türkei werden die Dörfer im grenznahen Gebiet zum Iran, Irak und Syrien systematisch durch flächendeckende militärische Operationen und Wirtschaftsblockaden terrorisiert, um die Bevölkerung zum Abwandern zu zwingen. Ein auch von der Bundesregierung und der Weltbank unterstütztes Staudammprojekt droht, zehntausende kurdische Familien in den nächsten Jahren zu enteignen.

Syrien entzog durch ein Volkszählungsgesetz 120 000 Kurden die Staatsangehörigkeit und damit auch jegliches Recht auf Landbesitz.

Die Gesellschaft für bedrohte Völker hat seit ihrer Gründung kontinuierlich und intensiv über die Unterdrückung der Kurden und den Kurdenkrieg informiert. In Zusammenarbeit mit kurdischen Selbsthilfeorganisationen engagiert sich die Gesellschaft nun gegen die drohenden Vertreibungen und für Volksgruppenrechte der rund 400 000 in der Bundesrepublik lebenden Kurden.

Zeitschriftenschau

Eine vortreffliche Gastkolumne von Roger Scruton veröffentlichte die »**Frankfurter Allgemeine Zeitung**« vom 6. Juli 1987: »*Die Mesalliance von Rot und Grün. Wie im Sozialismus die Umwelt verdirbt*«. Scruton, der sich von einem osteuropäischen Freund die verwüsteten Regionen seines Landes zeigen ließ, beschreibt sehr anschaulich die vom sauren Regen zerstörten Dörfer und Städte, von Ammoniak und Azeton ölig schimmernde Flüsse, die inzwischen irreversibel verschmutzt sind, während der Boden vielerorts für landwirtschaftliche Zwecke nicht mehr nutzbar gemacht werden kann. Fabriken, deren Giftausstoß nicht überwacht wird, 95 % aller Flüsse und Seen für immer verschmutzt, 11 % aller Kinder an Erkrankungen der Atemwege leidend — dies alles beschreibt die ganze Menschenunwürdigkeit eines Systems, dessen anonymer kommunistischer Machtapparat seine Untertanen »*in die größte ökologische Katastrophe treibt, die die Welt erlebt hat.*« Den ideologisch verblendeten westlichen Grünen wirft Scruton vor, »*an den ökologischen Folgen des Kommunismus*« kein Interesse zu zeigen.

Wolfgang Venohrs Buch »*Stauffenberg. Symbol der deutschen Einheit. Eine politische Biographie*« (Frankfurt/M.-Berlin 1986, 430 S., DM 38,—) erfährt in der »**Frankfurter Rundschau**« vom 4. Juli 1987 einen herben Verriß. Volker Ullrich wirft Venohr vor, seine Stauffenberg-Biografie nur geschrieben zu haben, um »*von der Position eines rabiaten rechtskonservativen Nationalismus aus*« mittels »*deutschnationaler Ressentiments*« und »*seiner extrem einäugigen, nationalistisch verengten Geschichtssicht*« »*alte deutsche Großmachtträume*« in der Gestalt einer »*fixen politischen Idee eines neuen deutschen Sonderwegs, eines wiedervereinigten Deutschlands in der Mitte Europas, das eine Haltung der Äquidistanz gegenüber Ost und West einnehmen soll*«, wiederzubeleben. Für Ullrich, diesen Vertreter eines modischen Linksliberalismus, ist all das nur »*nationalistische Geisterbeschwörung*«.

Haargenau der gleichen Ansicht wie der brave Linkskonformist Ullrich ist auch Frau Dorothee Willms, ihres Zeichens Nachfolgerin von Heinrich Windelen im Bundesministerium für innerdeutsche Beziehungen. Im Mitteilungsblatt der Landsmannschaft Schlesien, der unabhängigen Wochenzeitung »**Der Schlesier**« (4350 Recklinghausen, Herner Straße 12a), Nr. 27 vom 3. Juli 1987, zitiert Pieter Kahl aus einem Interview in der Sendung »*Ost-West-Magazin*«, das der Deutschlandfunk am 26. März 1987 mit Frau Willms führte. Frage: »*Der Bundeskanzler hat kürzlich vor einem neuen Rapallo, vor Neutralisten von rechts und links, vor einem deutschen Sonderweg generell, abermals gewarnt. Sind die Ideen eines Jakob Kaiser in der CDU tot, kann man über Wiedervereinigung reden, ohne an ein blockfreies Deutschland zu denken?*« Antwort: »*Also wissen Sie, von einem deutschen Sonderweg halte ich ebenso wenig wie der Bundeskanzler. Wir Deutschen haben aus unserer Geschichte gelernt, daß eine Schaukelpolitik zwischen Ost und West letztlich ins Verderben führt. Wir gehören an die Seite der westlichen Demokratien. Und allen Neutralisten, von links oder von rechts, sei eben doch gesagt, daß ein neutrales Deutschland im Zeitalter der großen Machtblöcke eine schiere Illusion ist.*«

Vor »*Turnübungen auf dem Seil des Neutralismus, der die Bundesrepublik vom Westen*« entfremde, warnt Frau Willms in der Tageszeitung »**Die Welt**« vom 18. September 1987. Zwar möchte sie die jüngsten Vorschläge des CDU-Bundestagsabgeordneten Hedrich zu Verhandlungen über eine Konföderation Deutschlands näher erläutert wissen, aber »*eine Konföderation mit einem totalitären Staat*« ist für die Ministerin natürlich »*nur schwer vorstellbar*«.

Ganz ähnlich argumentiert der Parlamentarische Staatssekretär im Innerdeutschen Ministerium, Hennig, wenn er, wie die »**Frankfurter Allgemeine Zeitung**« vom 26. September 1987 berichtet, vor dem Frankfurter Forum der Kurt-Schumacher-Stiftung laut über »*deutschlandpolitische Planspiele im Kreml*« nachdenkt. Hennig: »*Die Moskauer Überlegungen könnten darauf abzielen, den Wiedervereinigungsgedanken — wenn auch nur dem Anschein nach — für alle Betroffenen in eine realistische Dimension zu rücken und dabei unter Umständen sogar Anklänge an die deutsche Nationalstaatsbildung im 19. Jahrhundert zu nützen.*« Dennoch sei deutlich, daß eine eventuelle Konföderation »*vorrangig auf das Herausbrechen der Bundesrepublik Deutschland aus der westlichen Allianz*« abzielen würde. Die vornehm umschriebene prophylaktische Ablehnung eines möglichen sowjetischen Wiedervereinigungsangebotes lautet bei Hennig dann auch folgendermaßen: »*... eines muß klar sein — unsere Freiheit und ihre Sicherung stehen nicht zur Disposition, sie können nicht der Preis für irgendetwas sein.*« Wobei mit »*irgendetwas*« die Einheit der deutschen Nation gemeint sein dürfte.

Der Trierer Sozialwissenschaftler und Dominikanerpater Prof. Wolfgang Ockenfels untersucht in der Wochenzeitschrift »**Rheinischer Merkur / Christ und Welt**« die katastrophalen Folgen demographischer Fehlentwicklungen: »*Wo Kinder kein Geschenk mehr sind*«. »*Daß die Bevölkerungsexplosion in der Dritten Welt soziale Fragen aufwirft, welche die moralische und sozialethische Orientierungskompetenz der Kirche herausfordern*«, wird hier nicht länger bezweifelt. Umgekehrt verweist Prof. Ockenfels auf die »*Warnsignale, die für die nächsten Jahrzehnte hierzulande (und auch in anderen Industrienationen) Bevölkerungsverluste anzeigen, die denen des Dreißigjährigen Krieges nahekommen.*« In diesem Zusammenhang setzt er sich auch engagiert mit der legalisierten Abtreibung auseinander, die »*nicht primär ein demographisches Problem*« sei, und fragt ketzerisch, wie »*spätere Generationen über einen Sozialstaat urteilen, der Abtreibungen aus 'sozialen' Gründen zuläßt und noch durch die Krankenkassen subventioniert?*« »*Ein Rechtsstaat, der Verkehrssünder rigoros bestraft, aber die Tötung unschuldiger Kinder straffrei läßt*«, scheint jedoch, wie Prof. Ockenfels zutreffend bemerkt, für unsere permissive Gesellschaft kein bewegendes Thema mehr zu sein!

Was dabei herauskommt, wenn die Linke mal wieder über die Lage der Nation im allgemeinen und im besonderen sinniert, trägt den provokanten Titel »*Blüh im Glanze*« und ist im September 1987 als »**Kursbuch**« Nr. 89 erschienen. Wer mit größeren Erleuchtungen rechnet, wird herb enttäuscht. Einer der wenigen wirklich interessanten und lesenswerten Beiträge stammt von Eckart Britsch: »*Wunschmaschine Deutsche Nation*«. Britsch nimmt erstaunlich locker Bezug auf die nationale Frage der Deutschen und gelangt dabei zu einigen Erkenntnissen, die es durchaus wert sind, daß man sich mit ihnen etwas näher befaßt. So rät der Autor seinen Freunden und Genossen ungeniert, »*sich damit abzufinden, daß Deutschland nie eine Revolution wollte*«. Den von ihm als »*Phänomen*« und »*politische Glanzleistung*« enttarnten Antiamerikanismus als »*Kampfschrei der Konservativen gegen die Linken*« schleudert er ebenfalls furchtlos zurück in die konservativen Reihen. Als doch recht durchsichtiger Appell an die Volksgemeinschaft entpuppt sich dann allerdings sein in der schwärmerischen neulinken Sehnsucht nach Harmonie begründetes Humanitätsideal: Im »*Verzicht, sich gegenseitig die Köpfe abzuschlagen und dadurch Gemeinschaft herzustellen*«, soll die »*neue Unübersichtlichkeit der politischen Seilschaften von links bis rechts*« teilsstaatstragend und verfassungspatriotisch aufgehoben werden.

Ein sehr aufschlußreiches Interview mit dem wohl umstrittensten, aber auch anregendsten deutschen Filmregisseur, Hans-Jürgen Syberberg, ist zu lesen in der »**Frankfurter Rundschau**« vom 3. Oktober 1987: »*Mit kleinsten Mitteln sehr Anspruchsvolles offerieren*«. Der Regisseur gesteht, daß er sich »*in dieser Zuordnung*« (zur Postmoderne) *nicht sehr wohl*« fühlt, und bemerkt, daß »*in der Literatur Ezra Pound, Joyce oder Arno Schmidt das schon lange erfunden haben, und trotzdem nennt man sie nicht postmodern. Ich würde, wenn es schon sein muß, mich in einer Antimoderne suchen, nicht bei den Surrealen, nicht bei den Romantikern, sondern dann in der Klassik, allerdings schon mit neuen Mitteln.*« W. Olles

Neue Literatur

Weder lustig noch ewig-weiblich

Wolfgang Hilbig: Die Weiber (= Collection 2355), Frankfurt/Main: S. Fischer, 1987.

Gehört nicht Mut dazu, zu Alice Schwarzers Lebzeiten ein Buch unter dem Titel *»Die Weiber«* auf den Markt zu bringen? Der Autor charakterisierte sich in seinem letzten Buch als ein *»Mensch mit weichgewordenem Fleisch an Schultern und Bauch, mit Falten unter den Brustwarzen und Speckwülsten an den Lenden. Mit breitem Gesicht, das schon etwas zerflossen und teigig wirkte, mit langem fettigem Haar, das Schuppen und Schrunden abwarf, ein Mensch mit kurzatmiger Lunge, der verschwitzt und hustend aufstand und dennoch Zigaretten rauchte, bevor er zur Zahnbürste griff, ein Mann, dessen Penis morgens auf Grund von Urinandrang sichtbar war, sich aber nach dem Weg zur Toilette ins Innere des überhängenden Oberkörpers zurückzog.«* Wer den Schriftsteller Wolfgang Hilbig persönlich kennt, wird über diese Ehrlichkeit schmunzeln, doch bleibt dem Leser anschließend die schwierige Frage aufgelastet, wer eigentlich an Hilbigs dargestellter Ich-Figur schuldig ist, die sich als *»Höllenwesen«* begreift und glaubt, *»keinen wirklichen Menschen«* außerhalb ihrer selbst wahrnehmen zu können. Wer soll also schuld sein an der scheinbaren Erkrankung ihrer Sprache, an dem Wahnsinn ihrer Träume, an dem *»gnadenlosen Wirklichkeitsdiebstahl«*, der an dieser Figur verübt worden sein? An ihrer Sucht, geliebt zu werden? An ihrem *»geilen Neid«* und daran, daß sie ihre Umgebung, ihre Stadt nur durch den Ring der weiblichen Geburtsöffnung sehen kann?

Hilbig versucht es *»mit Erklärungen von zunehmender Obszönität«* und sarkastischen Entstehungsinterpretationen: *»... oh, es war ein Zeugungsakt von ungeheurer Intensität geschehen, breit in ihrer ergebensten Hingabe hatte meine Mutter den Vater Staat in seiner ganzen kraftvollen Schönheit über sich kommen lassen, das grandiose Symbol des Aufbaus stand steil vor ihr empor, und es senkte sich fest in ihren Leib, und zur Feier ihrer Beglückung wurde ein Meer von Fahnen entfaltet, die jungen Garden der Partei ließen es wogen über der Zeremonie dieses reinen Koitus, ich wurde unbefleckt empfangen ...«*

Eine Variation zu dem Buch *»Ein Jegliches hat sein Leid«*? Und welcher im Westen Aufgewachsene wird nachempfinden können, daß es gar nicht so surrealistisch gemeint ist, wie es klingt, wenn an die Blütezeit des Personenkults erinnert wird? *»Und der Generalissimus Stalin hatte mich erschaffen, der Freund aller guten Menschen, ich hatte die Ehre, ihm mein Leben zu verdanken, ich gehorchte, und es war ein Weinen in der Welt, und Tränen im Gesicht meiner Mutter, als er uns verschied.«*

Welche Krankheit ist es also, die den Protagonisten dieser Erzählung in Situationen bringt, die dazu führen, daß er aus einem sogenannten Frauenbetrieb entlassen wird, daß er sich selbst *»in eine Krankheit zu verwandeln beginnt«*, daß er Pornograph und neidisch auf alles Menschliche wird, daß er sich als eine *»Form vernichteter Wirklichkeit«* empfinden muß, daß er sich *»aus Liebe zu den Weibern und mit Hilfe ihres Bildes, strickstrümpfig und im Blauhemd«*, selbst kastriert?

Wolfgang Hilbig erkennt für die meisten, die Mitteldeutschland in den fünfziger Jahren erlebten: *»Ich wuchs unter der Herrschaft von Psychopathologen auf, die den Geschlechtstrieb für abnorm erklärten ... und den S e x für kapitalistisch, schon das Wort, da es zu amerikanisch klang, war beinahe verboten.«* So gerät Hilbigs Text *»Die Weiber«* nicht nur zu einem Selbstportrait seiner persönlichen Komplexe, sondern zu einer der seltenen Studien über eine erlebte, reaktionäre Männergesellschaft, wo zwar über 50 % der Studierenden, bei Fachschulen sogar über 84 % Frauen sind, aber nur 7,4 % aller Dozenten und Professoren gehören zum weiblichen Geschlecht. In Honeckers Politbüro, dem Macht- und Entscheidungszentrum des SED-Staates, gibt es bekannterweise nicht eine einzige stimmberechtigte Frau.

Wie ganz nebenbei beschreibt Hilbig, und zwar im doppelten Wortsinne aus der Sicht von ganz unten, in einer volkseigenen Pressereihalle arbeitende Frauen, die sich durch *»das Gezisch der Pressen, das Stampfen der Automaten, das Heulen der Mühlen, das Knirschen der Schneidewerkzeuge, durch das gesamte, rhythmisch sich ballende und wieder spaltende Lärmgefüge«* ihre *»ungeschlachten zotigen Bemerkungen«* zurufen. Wer von den im Westen so bekannten, anerkannten und emanzipierten SED-Schriftstellerinnen vermittelt uns dieses Bild der bisher so erfolgreich versteckten oder geschönten Arbeiterklasse im Arbeiter- und Bauernstaat? Hilbig weiß: *»der Unterboden dieses Landes ächzte geradezu von verdrängten Beschreibungen«*.

Als Schriftsteller bekennt Hilbig, daß er immer in den Augenblicken, in denen er in sich die ungeahnte Kraft verspürt hatte, sich selbst zu untersuchen und zu erkennen, resigniert feststellen mußte, *»daß mir der Staat jedes Mittel dazu aus den Händen riß, oder daß er alle diese Mittel vor mir verbarg, indem er die Nachprüfbarkeit aller Wahrscheinlichkeiten unter Verschluß hielt.«* Und witzig tröstet er sich: *»Da es hierzulande kein Unrecht gab, konnte es auch kein Recht geben ...«*

Wolfgang Hilbig hat jahrzehntelang nur für den Untergrund, genauer für den privaten Schubkasten geschrieben, bis dem Heizer 1979 im Westen der literarische Durchbruch mit seinem Lyrikbanf *»abwesenheit«* gelang. Der Versuch der SED-Machthaber, ihn einzusperren und zu kriminalisieren, mißlang ebenso, wie den unbeugsamen *»Arbeiterdichter«* totzuschweigen. Hilbig erfuhr viel Aufmerksamkeit durch die Verleihung des ersten Brüder-Grimm-Preises der Stadt Hanau im Jahre 1983. Im selben Jahr versuchte die Ostberliner Kulturbürokratie, den bis dahin unveröffentlichten Schriftsteller zu korrumpieren. Man veröffentlichte im Leipziger Reclam-Verlag Gedichte und Prosa, zum Teil verstümmelt, d.h. sehr offensichtlich zensiert, ohne zu erwähnen, daß die meisten Texte zuvor schon in Frankfurt am Main erschienen waren.

Nachdem Wolfgang Hilbig 1985 den Förderpreis der Akademie der Künste im freien Teil von Berlin empfangen konnte, wo spaßeshalber auch der »Dichtersenior« Stephan Hermlin eine Stimme, aber keinen Sitz hat, kämpfte er fast bis zur körperlichen Erschöpfung, um einen einjährigen Studienaufenthalt in der Bundesrepublik wahrnehmen zu können, der ihm im Zusammenhang mit einem Stipendium angeboten wurde. Hilbigs Visum lief bereits im Dezember 1986 ab, aber zurückgekehrt ist er noch nicht. Sollte auch er, wie über 120 andere deutsche »Dichter und Denker« nach der Konstituierung der DDR schon vor ihm, seiner Heimat den Rücken gekehrt haben?

Einer der letzten couragierten Talentförderer der DDR, der 1984 verstorbene Franz Fühmann, bescheinigte Hilbis Heimatstadt Meuselwitz, eine *»krumme Stadt aus Dampfrohren, Ruß und gekappten Linden«* zu sein, und ringsum *»Abraumhalden, Gehölz und Wind«*. Das liest sich fast wie ein Psychogramm von Hilbigs Ich-Figur in seinem neuen Text *»Die Weiber«*. Es ist aber nicht so sehr die Unwirtlichkeit der Provinzstädte, die Hilbig abstößt, sondern *»Die Weiber«* stoßen ihn ab, das Unliebsame der im Sozialismus arbeitenden Frauen, die immerhin 91,3 % des weiblichen Bevölkerungsteils ausmachen. Er erkannte, *»daß die Oberarme der Frauen zu Eisen erstarrt waren, daß sich ihre Schultermuskeln, Schulterblätter und Schlüsselbeine zu einer hartgepanzerten Form vereint hatten.«* Marx erkannte im 19. Jahrhundert, daß das häßlichste Maschinenteil in der Produktion der ausgebeutete Mensch ist, und die SED-Führung erkannte, daß sie ihre Rekruten bei der Armee am besten mit dem eisernen Charme von weiblichen Politoffizieren auf Vordermann bekommen kann.

Kampf und Arbeit heißen die Schlüsselworte in diesem System, und Wolfgang Hilbig *»wuchs zwischen Mauern auf, die vom Dröhnen beider Vokale dieses Worts widerhallten.«*

Siegmar Faust

Richard Marius: Thomas Morus, Zürich: Benziger, 1987, 662 S.

Seit mehr als fünfzig Jahren ist keine größere Biographie über den englischen Staatsmann und Humanisten Thomas Morus (1478—1535) mehr erschienen. Um so verdienstvoller ist es, daß nun mit dem Buch Richard Marius', des Dozenten für Reformationsgeschichte am Harvard College, ein beachtliches Werk vorgelegt wird, das dem Leser überaus kenntnisreich und bildhaft die Lebensgeschichte des Thomas Morus vor Augen führt.

Dabei bleibt Marius stets bedacht, guter Wissenschaftlichkeit den Vorzug zu geben, für Beschönigungen, gar Verherrlichungen ist da kein Platz. Der Autor schildert einen Thomas Morus voller Widersprüche, Zweifel und Skepsis. Einerseits ein Stoiker mit den klassischen Tugenden der Hingabe, Selbstlosigkeit, Opferbereitschaft und Selbstbeherrschung, andererseits aber auch im ständigen und ermüdenden Kampf, um den Gewissenskonflikt zu lösen, in den ihn sein starker Sexualtrieb stürzte, glaubte Morus als Mensch der Renaissance, daß nur wenige große Gedanken dem Leben Bedeutung verleihen. Willensstärke und Schuldgefühle standen im ewigen Wechselspiel, als er sich fragte, ob er Priester werden oder heiraten sollte. Er beschloß, lieber ein guter Ehemann zu werden als ein schlechter Priester.

Erasmus von Rotterdam, mit dem ihn eine lange Freundschaft verband, berichtete über seine Verneigung vor einem gemäßigten Heidentum ohne orgiastische Riten und Menschenopfer. Dennochn war der Häretikerhaß des orthodoxen Gläubigen ungebrochen. Unnachsichtig ließ er die Ketzer — in seinen Augen satanische Feinde der Kirche — verfolgen und bestrafen. Für ihn war die Kirche Erbin uralter Überlieferungen vergangener Epochen, die sich in der Zweiheit von Glauben und Wissen, Religion und Naturwissenschaft spiegeln. In seinem wohl berühmtesten Werk »Utopia« hat er das fruchtbare Wechselspiel von kritisch-rationaler Einstellung und irrational-mystischer Grundhaltung in der abendländischen Tradition am Beispiel eines fiktiven urchristlich-kommunistischen Staatswesens meisterhaft beschrieben. Die Einschmelzung der Wissenschaft in ein mystische Elemente enthaltendes Ganzes, die Zurückdrängung der Transzendenz entsprachen in keiner Weise Morus' Vorstellungen von der Bereicherung der großen Traditionen durch neue und erneuernde Interpretationen.

1523 im Parlament zum Sprecher des Unterhauses ernannt, erfuhr er tiefe Verehrung und zugleich schärfste Ablehnung. Wortgewandt forderte er die parlamentarische Immunität, und König Heinrich gab seiner Forderung nach. Als Morus 1529 zum Lordkanzler ernannt wurde, hatte er den Höhepunkt seiner politischen Karriere erreicht.

In dieser von Humanismus und Reformation geprägten Zeit war Morus' Kampf gegen die Spaltung der Kirche und besonders gegen die Kirchenpolitik Heinrichs VIII. nicht nur aussichtslos, sondern — mehr noch — todesmutig. Mit der Parteiergreifung für die Kirche und gegen sein Land war das Schicksal Thomas Morus', der schließlich auch seinem König aus Gewissensgründen den Gehorsam verweigerte, endgültig besiegelt. Am Morgen des 6. Juli 1535 bestieg er das Schafott und legte seinen Kopf auf den Richtblock. Seinen Geist und seine Haltung bewahrte er, der nur die Hölle fürchtete, bis zum Schluß. Seinen Tod empfand er als Rückberufung aus einer wirren, dunklen Welt mit wenigen Freuden und als Wiederkehr zum Licht und zur Klarheit.

Werner Olles

Ein unbekanntes Fotoland wird entdeckt

Lutz Rathenow / Harald Hauswald: Ostberlin — die andere Seite einer Stadt in Texten und Bildern, München: Piper, 177 Abb. (Schwarzweiß), DM 39,80.

Auf drei Arten wäre dies Buch zu lesen. Als pfiffige Skizze über das Leben in der Halbstadt, die gleichzeitig eine Hauptstadt ist. Zweitens als vielversprechende Vorstudie für längere Prosa eines längst nicht mehr unbekannten DDR-Autors. Lutz Rathenow veröffentlichte immerhin schon acht Bücher in der Bundesrepublik, von denen der Gedichtband »Zangengeburt« 1987 sogar eine Neuauflage in der Serie Piper erlebte. Und der Band »Boden 411« wurde mit seinen »Stücken zum Lesen und Texten zum Spielen« ins Schwedische übersetzt, bevor der Verlag eine Neuausgabe als Taschenbuch für Ende 1988 plante.

Die dritte und interessanteste Lesart nimmt dieses Buch als Film; genauer: als eine Skizze für einen Film in Worten und Fotografien, die einander bedrängen, ergänzen, herausfordern, widersprechen. Die knapp 180 Fotos von Harald Hauswald sind spröde auf den ersten Blick, doch ihre in Schwarzweiß ausgebreiteten Nuancen erfordern konzentriertes Hinsehen. Es sind kaum journalistische Schnappschüsse, wenn manche zufällig wirken, so scheint dies sorgsam komponiert und provoziert. Hauswald wolle den Zufall in jenem Moment ins Bild bannen, in dem er zwangsläufig zu sein scheint, charakterisierte Rathenow einmal das Schaffen seines Foto-Freundes.

Hauswald, 1954 geboren in Radebeul bei Dresden, brach eine Lehre als Fotograf ab, jobbte in verschiedenen Berufen, bevor er eine feste Anstellung in einer kirchlichen Einrichtung fand. Inzwischen veröffentlichte er in mehreren Ländern und in angesehenen bundesdeutschen Zeitschriften. Im »GEO-Special Berlin« fand sich Ende 1986 eine erste längere Farbreportage. War die nicht frei vom üblichen Farbverschönerungseffekt, so fehlt in dem Berlin-Buch jede Anbiederung an den Zeitgeist. Das Design bestimmt bei Hauswald und Rathenow nicht das Bewußtsein.

Einige Fotos wirken leider eher kläglich, wenn sie zu viert oder zu sechst auf die Seite gezwängt sind. Bedenkt man das filmische Konzept des Buches, leuchtet dieses Verfahren ein. Dennoch: Foto-Buch bereitet die Kleinheit mancher Formate Probleme. Doch bleiben genug ganzseitig reproduzierte Aufnahmen, um die Qualität zu beurteilen. Die stilsicheren, eigenwilligen Aufnahmen sind ein Beispiel für die sich in den letzten zehn Jahren rasant entwickelnde DDR-Fotografie. Vom dienenden Journalismus emanzipierte sie sich zur eigenständigen Kunstform.

Ausstellungen in beiden deutschen Staaten, Holland und den USA ergänzen die Präsentation des Buches. Fotos und Texte kombinieren die beiden Verfasser dabei auf immer neue Weise. Zu einer Ausstellungseröffnung während des Ostberliner Kirchentages im Juni kamen fast 700 Besucher. Fleißig verkauft wurde das Buch bei der Eröffnung am 9. Oktober in Austin/Texas. Dies alles trägt dazu bei, daß es um ihren Band zur Kultur und Subkultur Ostberlins nicht so schnell still werden wird.

Helmut Kreisler

Kommentar

Es besteht eine Affinität zwischen Anwalt und Klientel. Eine Krähe hackt der anderen kein Auge aus.

Ich bin mir heute nicht mehr sicher, ob der Antifaschismus nicht doch eine Art Geisteskrankheit ist. Denn wie anders kann ich es mir sonst erklären, daß antifaschistische Anwälte ihre Klientel, eine Bande von Berufsverbrechern und kriminell gewordenen Hitlerjungen, als „Edelweiß-Piraten“ bezeichnen; ein Schimpfwort, mit dem die GESTAPO doch die illegale Bündische Jugend belegte. Die Polizei hatte hingegen die Köln-Ehrenfelder Klientel, ganz richtig im Kopf, „Einbrecher- und Terrorbande“ genannt.

Die damals illegalen Bündischen, durch die Identifizierung mit einer Verbrecherbande von Antifaschisten heute kriminalisiert, protestierten. Daraufhin wurden sie aus dem Umfeld der Ehrenfelder Klientel mit Mord bedroht. Und sie hatten zu lernen, daß sämtliche Medien ausschließlich den Anwälten dieser Klientel zur Verfügung standen, während sie also auch mundtot gemacht werden sollten. Als ihre Proteste dennoch nicht verstummen wollten, beauftragte der sozialdemokratische Innenminister von NRW sozialdemokratische Geschichtsschreiber, die von Sozialdemokraten betriebene Geschichtsschreibung umzuschreiben.

Die obenstehenden Fotos zeigen die Hauptbeteiligten. Mitten unter ihnen sitzt der Propagandist der Köln-Ehrenfelder Antifa-Geschichte, wie er, ganz ungeniert, anteilhaben will an der Enthüllung seiner unsinnigen Sinnstiftung. Nun liegt aber Düsseldorf zwischen Kiel und Köln. Man hätte wissen können, und manche haben es gewußt und an der Sache mitgestylt, wie es kam und wie es noch kömmt: Nannte der junge Historiker Matthias von Hellfeld lediglich die Einbrecher- und Terrorbande von Köln-Ehrenfeld „Edelweiß-Piraten“, so wird wohl der junge Historiker Bernhard A. Rusinek nunmehr die gesamte illegale Bündische Jugend für kriminell erklären (?). Außerdem spricht er ihr sogar noch das „Bündische“ ab. Und da steht sie nun, die nur-„Jugend“, ein Torso, ohn' Bein' und Händ'. Ach Freud und Adler, Jung und Sperber, ach Mitscherlich und Richter! — Herr Rusinek hat's immer mit Verrat und mit sittlich-moralischer Verkommenheit, das heißt: mit moralisch verkommenen Subjekten. Das Kölner Ding ist jetzt sein allgemeines, und es wird so gedreht, daß es seine Pointe in der Gleichsetzung des Geschichtsverfälschers mit dem „Vertreter der bündischen Option“ hat; der Täter also mit dem Opfer identifiziert wird. Verrückter, mit Verlaub: antifaschistischer ... geht's nimmer! Und der bündische Optionist, der ja nach der Definition desselben Sinnstifters gar kein Bündischer ist und 50 Jahre lang nur dachte, daß er einer wäre, ist der, welcher ausgangs dieses einführenden Textes das eingangs Gesagte wiederholt: Es besteht eine Affinität zwischen Anwalt und Klientel —, und: Eine Krähe hackt der anderen kein Auge aus. Womit die Kölner Connection aber nicht gemeint ist, Herr Rusinek wäre ein Vogel namens „Corvus corone“.

Paulus Buscher



DIE AKTIONEN *in Ehrenfeld 1944 waren kein Widerstand, urteilte Professor Peter Hüttenberger. Innenminister Schnoor (rechts) hatte ihn um ein Gutachten gebeten.* Bilder: Alfred Koch



INTERESSE AM GUTACHTEN; *Prof. Ulrich Klug und Matthias von Hellfeld (v. rechts) hatten die Edelweißpiraten bisher als Widerstandskämpfer gesehen. Links: Mit-Gutachter Bernd Rusinek.*

Vorankündigung



Im Mai 1988 erscheint:

Das Stigma

»Ich, Edelweiß-Pirat«

Oder: Die Weigerung, den Winter zu akzeptieren

Preis DM 28,— (Subskriptionspreis bis 1.5.1988 DM 24,—)

DAS STIGMA
„Ich, Edelweiß-Pirat; oder: Die Weigerung, den Winter zu akzeptieren"

Die illegale Bündische Jugend wurde von den NS-Verfolgungsbehörden vielfach als „Edelweiß-Piraten" beschimpft. Das Pejorativum diente der Verächtlichmachung und Diskriminierung des bündischen Widerstandes. Wo das Edelweiß von Bündischen als Symbol der Zugehörigkeit zur illegalen Bewegung getragen wurde, war es von den ehemaligen Freikorpsverbänden übernommen worden, die im Rheinland in den Zwanziger Jahren Widerstand gegen die französischen Besatzer leisteten. Zahlreiche Angehörige dieser national- und sozialrevolutionären Kameradschaften waren an den „Bündischen Umtrieben" (NS-Bewortung) beteiligt. Die völkische bis nationalkommunistische Herkunft der Bündischen erklärt die Feindschaft „linker" Parteien und Historiker gegenüber der Bündischen Jugend, die von ihnen als „präfaschistisch" stigmatisiert wird. Sie erklärt auch, warum „linke" Historiker sich der nationalsozialistischen Pejorativa in ihren diskriminierenden Darstellungen der Bündischen Jugend bedienen, deren antinationalsozialistischen Widerstand sie entweder leugnen oder kriminalisieren. Dies vor allem aber auch deshalb, weil es gelungen ist, die „naupengeheuerliche Geschichtsklitterung" um angebliche „Edelweiß-Piraten" von Köln Ehrenfeld zu entlarven.

Paulus Buscher, Sohn eines SS-Mannes, wurde 1936 in eine illegale dj.1.11-Horte „gekeilt" (das heißt: für diese geworben) und war an den Bündischen Umtrieben beteiligt, wofür er mit Schulrelegation und Lagerhaft zu büßen hatte.
(Erklärung des Begriffs dj.1.11: deutsche jungenschaft vom 1.11.1929; in der Deutschen Freischar von Eberhard Koebel-„tusk" in Stuttgart gegründet. dj.1.11 war der einzige Bund der Deutschen Jugendbewegung, welcher der KPD nahestand und der seine konspirative Fortexistenz — nach einem antizipierbaren Verbot Bündischer Jugend im kommenden NS-Staat — bereits 1932 plante. Dieses gilt jedenfalls für jene Horten und Jungen, die „tusk", auch nach seinem Eintritt in die KPD, noch folgten, der — symbolhaft — an „Führers Geburtstag", dem 20. April 1932, verlautbart wurde. 1933 waren dies kaum mehr als 300 Jungen; aber Stil und Bewußtsein von dj.1.11 prägten weitgehend den bündischen Widerstand vor 1945; und nach 1945 übte die Jungenschaft größten Einfluß noch auf die „Ohne-mich-Bewegung", die „Anti-Atom-Bewegung" und die „Ostermarsch-Bewegung" in den westlichen Besatzungszonen Deutschlands bzw. in der Bundesrepublik aus. Und auch noch bei der Studentenbewegung der Sechziger Jahre und in der dann aufbrechenden „Folksong-Bewegung" ist der Einfluß von dj.1.11 nachweisbar.)
Paulus Buscher sucht die Frage zu beantworten, ob es tatsächlich, wie es die GESTAPO behauptete und wie sie es mit innervölkischem „rassistischen", konstitutionstypologischem „Beweismaterial" belegte, eine quasi genetisch bedingte Hinneigung zur bündischen Gesellung bei einer selektiv herausgestellten Gruppe von Menschen gibt. Was, wenn es so wäre, Widerstand und Verfolgung der Bündischen einen besonderen Sinn verleihen würde. — Solche „Verdächtigen", schon in der Schule Oberservierte, wurden von den „Rassefachleuten" des Reichssicherheitshauptamtes der SS als künstlerisch-sensible, intellektuell-überzüchtete Menschen hingestellt, die außerdem rassebiologisch abweichende Merkmale aufweisen sollten: Femininität, Bindegewebsschwäche, Minderwertigkeit der Gefäße, Schmalformigkeit der Gelenke; und was dergleichen Unsinn mehr war (siehe: Kriminalstatistisches Handbuch der Reichsjugendführung der HJ, 1941).
Paulus Buscher unternimmt es, in psychologisch eindringlich geschilderten Ereignissen, Erlebnissen und Prägungen früher Sozialisation, den Nachweis zu erbringen, daß sich eine „Anfälligkeit" gegenüber dem „Bündischen" zwangsläufig ergeben kann, die eine Hereinziehung in bündische Gruppen quasi als unausweichlich, also schicksalhaft erscheinen läßt, sofern sich nur eine Annäherung an solche Gruppen räumlich und personell im „passenden" Alter ergibt. Als „bündisch" aber wird hier begriffen: die sympathie- und liebegebundene Freundschaft in einer kulturbezogenen Sinn-Gemeinschaft. —— Und das wird nacherlebbar dargestellt; und zum ersten Mal wird hier auch verstehbar, was bisher als nicht vermittelbar angesehen wurde.
Die Gruppe, zu der Buscher gehörte und in der er ab 1940 Führerstatus besaß, entwickelte ihre gegenstaatliche Haltung bis zur bewaffneten Gegenwehr und zur Beteiligung an Kämpfen, ausgangs des Krieges, auf seiten der vorrückenden Alliierten. Bevor es aber dahin kam, waren die Beteiligten barbarischster Behandlung ausgesetzt, wurden sie zum Freiwild erklärt und verlagerte sich der „Frontabschnitt", an dem sie standen, von der „Jugendfront" gegenüber der Hitlerjugend fort und hin zum zentraleren und eigentlich politischeren Geschehen: zum Kampf gegen Partei und NS-Staat. Tod und Befreiung kennzeichnen den Ausgang.
Dies alles wird geschildert im Wuppertal der Dreißiger und frühen Vierziger Jahre. Was von dieser Stadt längst untergegangen ist, was in den Feuern des Bombenkrieges in Schutt und Asche versank, die Menschen, die verloren gingen: Paulus Buscher schildert das von Vielen Vergessene und das unvergessen Geliebte seiner Heimatstadt. Zugleich evozieren seine Schilderungen die sozialen und politischen Verhältnisse, die Lebensumstände, die städtische Kultur, die Wohnverhältnisse der Menschen in Wuppertal und im Bergischen Land.

Ein wichtiges Buch also auch in kultursoziologischer Hinsicht, ein Wuppertal-Buch, und mehr; nicht nur von den Aspekten des Bündischen aus betrachtet, sondern auch aus dem Blickwinkel des frühen nationalsozialistischen Kleinbürgertums und aus der Sicht kommunistischen „Arbeiteradels" beschrieben. Beides kommt vor: die Wuppertaler SS unter ihrem Sturmbannführer, dem Zahnarzt Paul Dahmen, und die Kommunisten; vor allem aber auch die „Unorthodoxen": die romantischen Revolutionäre, Schauspieler und Künstler, Lebensreformer und Freikorpskämpfer, Zigeuner und Randsiedler; Kriegsgefangene und Zwangsverschleppte.

Bestellungen an: Verlag Siegfried Bublies, Postfach 168, 5400 Koblenz



Henning Eichberg, geboren 1942 in Schweidnitz (Schlesien), aufgewachsen in der DDR und in der BRD, lebt mit drei Kindern auf Seeland. Verfasser von zwölf Büchern zur Geschichte und Soziologie der Alltagskultur, speziell des Sports und der Technik, der Ökologie und des Nationalismus. Artikel in Zeitschriften der deutschen und dänischen Linken und der alternativen Kulturszene. Reisen und Forschungen in Sumatra und Libyen. Vorlesungen bzw. Gastprofessuren an den Universitäten Stuttgart, Tübingen, Vechta/Osnabrück, Odense (Dänemark), Jyväskylä (Finnland), Berlin, Salzburg und Wien. Seit 1984 Kultursoziologe an der Universität Kopenhagen.

Henning Eichberg

Abkoppelung

Nachdenken über die neue deutsche Frage

Den Begriff ,,nationale Identität'' — so schrieb ein Kritiker alarmiert — ,,habe Henning Eichberg ins politische Spiel gebracht .. Eichberg löste eine nationale Kettenreaktion aus ... Linke haben den romantischen Rekurs auf 'die politische Selbstverwirklichung des Volkes' für sich entdeckt ... Eichbergs anachronistischer Rekurs auf ein vorkapitalistisches Sozialgefüge trifft sich mit grün-alternativen und linken Theorien von Dezentralität und Vernetzung ... 'Nationale Identität' muß ins Gerede kommen.'' Jetzt ist es so weit. Der Band ,,Abkoppelung'' führt die Diskussion weiter, die mit dem Buch ,,Nationale Identität'' 1978 begann. Erst jetzt wird ihre eigentliche Brisanz sichtbar.
Die neue deutsche Frage ist nicht mehr die alte. Warum, wieso, weshalb? In kreisenden Bewegungen nähert sich dieser Band der Aktualität der nationalen Frage in Deutschland. Was ist die nationale Identität allgemein vor dem Hintergrund des industriellen Rassismus und vor dem Horizont des Exterminismus, des massakrierenden Staats, der massakrierenden Konzerne? Wenn der Totalitarismus des 21. Jahrhunderts auf uns zukommt: Welche Hoffnungen liegen dann in einer nationalen 'Balkanisierung für jedermann', im Weg zu kleineren Einheiten?
Der Hauptinhalt nationaler Demokratie, so ergibt sich aus einem historischen Durchgang, ist nicht Einheit (im Großstaat), sondern Vielfalt und Abkoppelung. Was folgt daraus für die Linke, die sich allzuoft in den Sog der Zentralisierung, unter die Faszination des Großen und des Bestehenden begeben hat? Wenn neue Linke, Alternative, Grüne und Friedensbewegung jüngst die deutsche Frage aufgegriffen haben, so ist das nicht nur eine Chance, sondern auch eine Herausforderung zur Selbstveränderung des linken Diskurses.
Und was ergibt sich daraus für die deutsche Frage heute? Wenn es nicht primär um Wiedervereinigung im größeren Staat, sondern um Abkoppelung geht: Welche speziell deutsche Irritation liegt darin, aber auch welche speziell deutsche Chance? Die Nichtanerkennung der westdeutschen Bundesrepublik? Wer 'Volk' sagt (also 'Deutschland'), hat den Staat schon in Frage gestellt. Die Abkoppelung von den Blöcken? Dann ist Deutschlands Platz wohl an der Seite der Dritten Welt.
Die nationale Dimension ist jedoch nicht nur ein Problem der hohen Politik und der abgehobenen Theorie, sondern sie nimmt ihren Ausgangspunkt in der Betroffenheit des einzelnen, seiner Sprache, seinem Körper, seinem Wohnen ... in der alltäglichen Kolonialisierung der Lebensbezüge, in Entfremdung und Identitätssuche hier und jetzt. Sind nationale Betroffenheit und Identität vielleicht auch Anzeichen dafür, daß die nationale Frage ihren geschlechtspolitischen Ort wechselt? Vaterland oder Muttersprache — welches Geschlecht hat die Nation? Hier geht es wider das patriotische Mißverständnis der nationalen Frage.
Der Blick des Vaterlandes ist ein solcher der geraden Linien: Ordnung schaffen und Grenzen befestigen, Einheit herstellen und Strategien planen, mehr produzieren und wirksam kolonisieren. Das Volk aber lebt sein Leben in den krummen Linien der Dialekte, der Regionen und der alltagskulturell einander überlappenden Lebensformen. Hat die nationale Identität einen matriarchalen Kern? Ist es gerade dies, das Volkliche, das gegen das 21. Jahrhundert hin als Gegenkraft gegen den industriellen Totalitarismus Gewicht erhält? Und erhält damit die nationale Frage gerade auch deshalb neue Bedeutung, weil sie eben eine (permanente) Frage ist? Auch das Fragezeichen ist krumm.

 ....

Bestellungen bitte an: Verlag Siegfried Bublies, Postfach 168, 5400 Koblenz

☐ Henning Eichberg: **»Abkoppelung — Nachdenken über die neue deutsche Frage«**

220 Seiten, Pbck., **DM 24,—**

Auch noch lieferbar:

☐ Henning Eichberg: **Nationale Identität — Entfremdung und nationale Frage in der Industriegesellschaft**
196 Seiten, Pbck., **DM 9,80**

Porto und Verpackung: DM 2,—

☐ Der Betrag liegt als Scheck dieser Bestellung bei.
☐ Bitte schicken Sie mir das Buch / die Bücher per Nachnahme

....

Name, Vorname, Straße, PLZ, Ort

....

Datum Unterschrift